



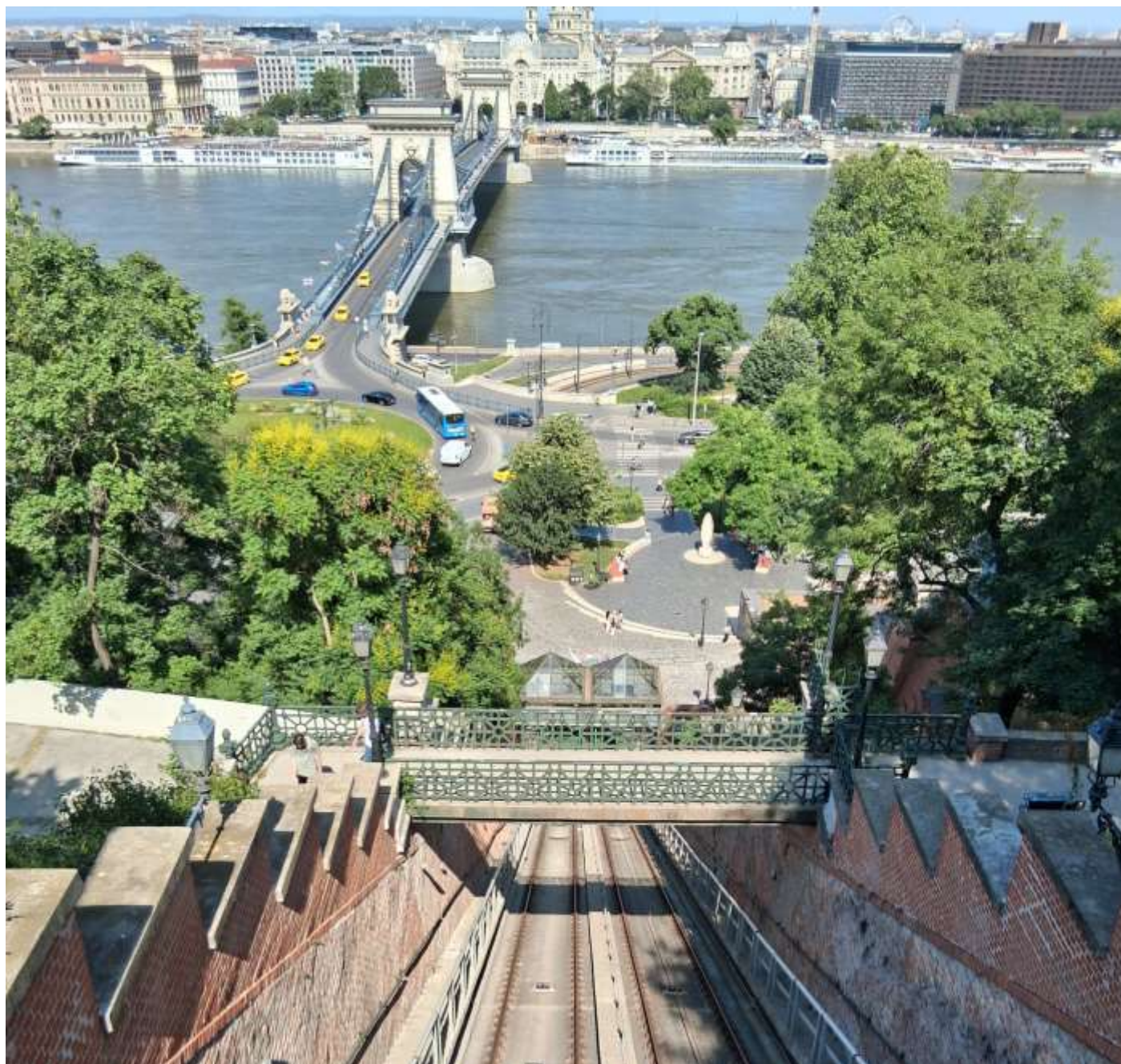
Gerhardsbote

Mitteilungen des St. Gerhards-Werks e. V. und des Südostdeutschen Priesterwerks e. V.

Ausgabe 1

71. Jahrgang

Ostern 2026



Budapest – Blick auf die Kettenbrücke (Széchenyi láncíd), die über die Donau führt



In diesem Heft finden Sie:

Ostergedanken von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke..... 3

SCHWERPUNKT

Verlorene Heimat – Verantwortung für die Zukunft..... 4

Der Fluch..... 6

Der unvollendete Kreislauf der Gewalt: von den jugoslawischen Kriegen bis heute. Frühling 2026 9

BERICHTE AUS DEM GERHARDS-WERK

„Religiöses Leben in Nachkriegszeit und Diktatur“..... 11

Ausblick auf die Internationale Kulturtagung „Religion und Kirche im ‚Umbruch‘ 1989-2000“ am 12. Juni 2026..... 15

BLICK IN UNSERE NACHBARLÄNDER

Zum 36. Jahrestag des Paneuropäischen Picknicks..... 15

80. Jahrestag der Vertreibung in Budaörs/Wudersch 16

Heimat in Budaörs/Wudersch und eine Heimat in Bretzfeld“.. 18

Interview mit Zoltán Kocsik, Timișoara/Temeswar 19

WAS SICH BEI ANDEREN VEREINEN TUT

Vom schwierigen Begriff „Donauschwaben“ zur weltweiten Verbreitung 22

WAS SICH ZU LESEN LOHNT

„Jüdische Persönlichkeiten des historischen deutschen Ostens und der deutschen Siedlungsgebiete im östlichen Europa“ 25

NACHRUF

Msgr. Herbert Hautmann verstorben..... 26

„Voll Vertrauen auf dem Weg“ 27

Termine, Bildnachweise und Links 28

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die österliche Verheißung und Hoffnung möge Ihnen und uns allen Zuversicht, Kraft, Vertrauen und Perspektiven geben. „Der Friede sei mit Euch“ – mögen die Wunden des Auferstandenen mit ihrer Strahlkraft und Sensibilität die Beschränktheit und das Wüten machtbesessener Narzissten überwinden!!! Wer wünschte dies mehr als die, die vor 80 Jahren die Folgen sinnloser Vernichtung und Gewalt am eigenen Leib erleben mussten.

80 Jahre danach – die Berichte über das Gedenken an die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn in Ungarn und bei den Deutschen aus Ungarn prägen auch das vorliegende Heft. Dabei wird uns auch bewusst, wie wichtig die Frage und Suche nach Formen der Erinnerungskultur, der Weitergabe von Erfahrungen auch, ist. Anregende Gedanken dazu bringen die Beiträge des Schwerpunktes dieser Ausgabe. Das Themenspektrum zeigt aber auch, dass die Weitergabe der Erinnerung kein Selbstzweck und auch keine bloße Selbstbespiegelung ist. Sie will kompetent machen für vergleichbare Situationen – denn Geschichte wiederholt sich nicht, liefert aber leider immer wieder viele Parallelen – und Gewalterfahrungen im Kontext kriegerischer Auseinandersetzungen gehören – Gott sei's geklagt – dazu. Daher wollen wir uns immer wieder die Frage stellen, wie wir unsere Erfahrungen in andere Kontexte einbringen

können. Etwa die Initiativen der Nachkriegsvertriebenen für Verzicht auf Hass und Rache, für Verständigung und Versöhnung in scheinbar unversöhnlichen ethnischen Konstellationen etwa in und zwischen den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien.

„Die Kraft der Hoffnung“ haben europäische Bischöfe einen Appell überschrieben, mit dem sie sich am 13. Februar 2026 an die europäische Öffentlichkeit wandten. Sie rufen darin die Christen dazu auf, sich in einer Welt, „die von Kriegen und Gewalt zerrissen und polarisiert ist“, in der viele verängstigt und orientierungslos sind, in der die internationale Ordnung untergraben werde, darauf zu besinnen, was zur Gründung Europas beigetragen habe, was die Hoffnung der Christen begründe: „Nach dem Ende eines verheerenden Krieges, in dem Millionen Menschen aus rassistischen, religiösen und Gründen der eigenen Persönlichkeit ausgelöscht wurden, ist die Dringlichkeit, eine neue Welt aufzubauen, immer offensichtlicher geworden.“

Wer wollte die Parallelen zur heutigen Situation übersehen? Nicht Hass und Rache, nicht der zerstörerische Nationalismus in der Ausprägung des 19. Jahrhunderts, sondern Dialog, Begegnung, Verständigung und Versöhnung sollten im Vordergrund stehen. So wie christlich orientierte Vertriebene sich nach 1945 einsetzten für ein Europa, das „als Garantie für die gegenseitige Achtung der jeweiligen Besonderheiten, als Bollwerk der Freiheit, Gleichheit und des Friedens verstanden wurde“.

Die Frühjahrsausgabe des „Gerhardsboten“ enthält – wie in den vorausgegangenen Jahren auch – Hinweise auf die Veranstaltungen des laufenden Jahres. So laden wir Sie auch 2026 zu den Wallfahrten in Bad Niedernau, Spaichingen und Altötting herzlich ein.

Ebenso zur Kulturtagung: Am 12. Juni beschäftigen wir uns im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen mit dem Thema „Religion und Kirche im ‚Umbruch‘ 1989-2000“.

Höchstwahrscheinlich werden wir die Thematik in einem zweiten Teil im November erneut in einer Tagung in voraussichtlich Timișoara/Temeswar oder Radna aufgreifen und fortführen, weil wir die Erinnerung der Zeitzeugen so breit wie möglich einbeziehen wollen, aber auch weil wir die Veränderungen, die nach 1989 hereinbrachen, mit den vor Ort Verbliebenen reflektieren wollen.

Rückblickend finden Sie den Bericht über die Kulturtagung in Sindelfingen im November vergangenen Jahres über die Situation der Kirchen und christlicher Gemeinschaften in totalitären Regimen. Die Thematik der diesjährigen Kulturtagung schließt inhaltlich daran unmittelbar an.

Der Vorstand des St. Gerhards-Werkes und die Redaktion wünschen einmal mehr eine anregende Lektüre!

Rainer Bendel

Ostergedanken von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

„Tod, wo ist dein Sieg?“

Die Künstlerin Hildegard Hendrichs (1923-2013) hat in Erfurt und im Umfeld des Bistums Erfurt zahlreiche Kunstwerke in Holz, Metall und mit Gemälden geschaffen, die größtenteils in einer großen Ausstellung im Jahr 2023 anlässlich ihres einhundertsten Geburtstags in der Erfurter Schottenkirche gezeigt wurden. Diese Künstlerin hatte versucht, aus ihrem tiefen Glauben heraus die Verbindung zwischen dem leidenden und auferstandenen Christus zu schaffen und darzustellen.

Christus mit Dornenkrone und mit einem leichten Lächeln – das ist sicherlich eine Darstellung, die nicht überall Gefallen findet. Konnte denn der gemarterte Christus noch lächeln und zuversichtlich schauen? Der Glaubende kann die Verbindung herstellen, weil er weiß, mit welcher inneren Haltung Jesus Christus den Kreuzweg angenommen hat und gegangen ist. Aus Liebe zu uns Menschen, die er frei sehen wollte von aller Schuld, hat er Leiden und Tod auf sich genommen. Wenn auch äußere Qual für ihn damit verbunden war, so war auch die Zuversicht dabei, dass es kein sinnloses Leiden ist, sondern für uns Menschen Erlösung bedeutet, denn Christus hat stellvertretend alle Schuld der Welt auf sich genommen, die wir Menschen nicht aus der Welt schaffen konnten.

Am Osterfest dürfen wir mit dem Auferstandenen jubeln, weil es einen Ausweg aus unserer Schuld gibt. Diesen Jubel können jedoch nur diejenigen nachvollziehen, die auch erkannt haben, dass sie erlösungsbedürftig sind. Ohne die Einsicht in das eigene Versagen und die Erkenntnis, dass wir uns nicht selbst davon erlösen können, wird es den Osterjubiläum nicht geben. In unserer Zeit wird die Schuld gern abgeschoben und anderen Menschen auferlegt. Beim Nachdenken entdecken wir aber doch unser eigenes Unvermögen, eigenes Versagen zu erkennen und Schuld zu verzeihen oder wenigstens böse Gedanken abzulegen, die wir gegen Mitmenschen hegen.

Angesichts von Vertreibung und Krieg wird die Schuldfrage gestellt und kommt der Ruf nach Versöhnung auf, wobei meistens erkannt wird, wie gewaltig die Schuld ist, die kein Mensch allein tragen kann. Die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg wissen selbst um diese Problematik und auch heute steht wieder die Frage an, wer alles Leid durch Vertreibung und Krieg tragen und zu einer Lösung und Erlösung führen kann.



Wir schauen in unserem Osterbild auf Christus, der uns sagen will: „Ich habe aus Liebe zu euch alle Schuld auf mich geladen.“ Es gibt einen, der mit uns durch die Schuld zur Erlösung gegangen ist. Er hat Licht gebracht, das wir in der Osternacht eindrücklich erleben, wenn die Osterkerze in die dunkle Kirche getragen wird. Das Licht geben wir dann weiter und damit erhellt sich unsere Welt. Alles hat aber eine Ursache und einen Anfang: In der Liebe Jesu Christi.

Ein gesegnetes Osterfest und die Freude am neuen Leben durch den Auferstandenen wünscht von Herzen

Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

Verlorene Heimat – Verantwortung für die Zukunft

Wenn man meinen Namen hört – Schieszl –, kann man schon erahnen, dass auch ich väterlicherseits aus einer Familie stamme, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihrer ursprünglichen Heimat in Ungarn vertrieben wurde. Die Geschichte meiner Familie kannte ich zunächst *nur* aus Bruchstücken von Erinnerungen – aus Versatzstücken von Erzählungen meiner Großmutter, aus Gesprächen, die ich als Kind aufgeschnappt hatte.

Erst im Laufe der Jahre ergab sich daraus eine Familienbiographie – ein Bild, das sich zusammensetzte aus Erinnerungen, Erzählungen und dem, was unausgesprochen blieb.

Mein Vater Robert wurde im Februar 1945 in Üröm bei Budapest geboren – in einer Zeit, in der der Krieg bereits verloren war, aber sein Ende für viele Menschen erst den Anfang neuen Leides bedeutete. Kurz nach seiner Geburt wurde seine Familie in Budapest interniert, wie so viele andere deutschstämmige Familien in Ungarn auch. Unter entwürdigenden Bedingungen mussten sie ausharren – getrennt von Angehörigen, beobachtet, registriert. Man arbeitete bereits an den Listen derer, die „ausgesiedelt“ werden sollten.

Mein Vater war das jüngste Kind unter den Vertriebenen von Üröm – gerade einmal zehn Monate alt, als er gemeinsam mit seiner Mutter, seiner Großmutter und seiner siebenjährigen Schwester auf einem Pferdewagen zum Bahnhof gebracht und in einen der Deportationszüge verfrachtet wurde, die im April 1946 nach Deutschland fuhren. Mit dabei hatten sie den einzig ihnen verbliebenen Besitz – einen Kinderwagen und eine Holzkiste, auf die hastig in Grün die Initialen meines Großvaters gepinselt wurden: S. G. für Schieszl, György (Georg).

Diese Kiste existiert bis heute. Sie ist für meine Familie zum Symbol geworden – für das, was blieb, als fast alles verloren war.

Mein Großvater war zu dieser Zeit noch von der Familie getrennt, er war noch in Gefangenschaft, konnte aber später in dem neuen Land zu ihnen stoßen. Den älteren Bruder meines Vaters mussten die Eltern zurücklassen. Er war zwei Jahre zuvor geboren und kurz nach der Geburt gestorben, da in den Wirren der letzten Kriegsmomente die notwendigen Medikamente für das Neugeborene fehlten. Sein Grab in Üröm habe ich im Februar 2020 mit meinen eigenen Kindern besucht, nur wenige Tage, bevor sich nach dem Ausbruch der Corona-Pandemie die Grenzen vorerst *wieder* schlossen.

Diese Geschichte ist Teil meiner Familie – und sie ist Teil der europäischen Nachkriegsgeschichte. Ich kann mir vorstellen, dass Sie von Ihren Familien ganz Ähnliches berichten könnten. Die Erfahrung von Vertreibung, Entwurzelung und erzwungenem Neubeginn ist tief in die Geschichte so vieler von Ihnen eingeschrieben. Sie hat Spuren hinterlassen – in Erzählungen, in Lebensweisen, vielleicht auch in einer besonderen Sensibilität für Fragen von Heimat, Frieden und Gerechtigkeit.

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört die Vertriebenenwallfahrt auf den Schönenberg in Ellwangen, wo ich aufgewachsen bin. Zunächst kamen dort Tausende Menschen zusammen, später waren es noch Hunderte. Ich erinnere mich an die festlichen Fahnen, an die Gesänge, an das Wiedersehen vieler, die ein gemeinsames Schicksal verband. Nach dem Gottesdienst folgte das große Verwandtschaftstreffen – mit vertrauten Stimmen, der Sprache der ungarischen Heimat, mit vertrauten Essensgerüchen und Geschichten, die alle von einem Ort erzählten, der in der Erinnerung weiterlebte.

Dieser Wallfahrtsgottesdienst war *mehr* als ein liturgisches Ereignis. Er war immer auch eine Kundgebung, ein Ort, an dem sich Heimatvertriebene und politische Verantwortungsträger begegneten und einander ihrer gemeinsamen Geschichte vergewisserten – und zugleich ihrer Verantwortung für die Zukunft.

Ich erinnere mich noch an eine dieser Wallfahrten in den 1980er Jahren, als Bundeskanzler Helmut Kohl anwesend war – jener, der später die deutsch-deutsche Einheit und damit das Zusammenwachsen Europas zwischen Ost und West maßgeblich mitgestaltete.

Diese Begegnungen auf dem Schönenberg verbanden Glauben, Erinnerung und politische Weitsicht. Sie zeigten, dass das Schicksal der Heimatvertriebenen *nicht nur* ein Thema der Vergangenheit war, *sondern* Teil der Geschichte Europas, das zusammenwachsen wollte.

1. Flucht und Vertreibung als europäische Erfahrung

Ich bin mir durchaus bewusst: Das Schicksal meiner Familie war kein Einzelfall. Sicherlich haben auch Ihre Familien, Ihre Eltern oder Großeltern Ähnliches erlebt. Und dieses Schicksal, so oder so ähnlich, ist unser gemeinsames – über Generationen hinweg.

Vor beinahe 81 Jahren war der Krieg zu Ende. Das war eine Zäsur, eine Befreiung von Tod, Terror, Gewalt, dem Genozid. Aber das Kriegsende beendete das Leid nicht, zumindest nicht für alle. Für viele war es der Anfang einer *neuen* Not. Und in diesem Jahr jähren sich für viele von uns die 80 Jahre der Vertreibung.

Bis zu 13 Millionen Menschen sind geflüchtet oder nach dem Zweiten Weltkrieg aus den ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in Mittel- und Südosteuropa vertrieben worden – aus Schlesien, dem Sudetenland, aus dem Böhmerwald, aus der Slowakei, aus der Batschka, dem Banat und Siebenbürgen, aus Teilen Pommerns, Ostpreußens und Ungarns. Viele von Ihnen kennen diese Regionen nicht nur aus den Geschichtsbüchern, sondern tragen ihre Namen noch im Herzen.

Die Heimatvertriebenen kamen in ein Land, das selbst zerstört war, und fanden sich in Orten wieder, die sie nicht erwarteten – und schon gar nicht willkommen geheißen haben. Sie brachten Sprache, Bräuche, Glauben und Erinnerungen mit – und sie veränderten damit auch das Gesicht der Städte und Dörfer. Damals wie heute wurde über „veränderte Stadtbilder“ gesprochen. Aber was wäre aus Deutschland geworden, wenn man diese Menschen nicht aufgenommen hätte? Wenn man ihre Tatkraft und ihre Kultur nicht zugelassen hätte? Wer genau hinschaut, erkennt: Diese Veränderungen waren ein Anfang.

Die Heimatvertriebenen haben das Stadtbild auch verändert: Sie bauten Häuser, Straßen, Versammlungsräume und Kirchen. Sie gründeten Vereine, Chöre und Gemeinden, belebten Wallfahrten, prägten Kultur- und Glaubensleben. Sie haben Deutschland und Europa neu zusammengefügt – *nicht trotz, sondern wegen* ihrer Erfahrung von Fremdheit.

2. Bekennerbischof Joannes Baptista Sproll – Trost, Auftrag und die Vorläufigkeit der Heimat

Wenn man auf die ersten Nachkriegsjahre in unserer Diözese Rottenburg-Stuttgart blickt, steht am Anfang Bekennerbischof Joannes Baptista Sproll – für viele ein moralischer Anker in einer Zeit der Orientierungslosigkeit. Er hatte den Mut, dem NS-Regime öffentlich zu widersprechen und wurde dafür aus Rottenburg vertrieben und verbannt. Nach seiner Rückkehr 1945 fand er eine Kirche vor, die ebenso entwurzelt war wie viele ihrer Gläubigen. Bischof Sproll nahm sich der Heimatvertriebenen mit großer innerer Anteilnahme an. Aber er beließ es nicht beim Trost – er nahm sie auch in die Pflicht. In seinen Predigten bei den Vertriebenenwallfahrten, etwa 1949 in Ulm-Wiblingen, sprach er davon, dass das Leid der Vertreibung *nicht nur erlitten*, sondern gedeutet werden müsse. Er sagte sinngemäß: „Ihr seid nicht nur Opfer der Geschichte. Ihr seid ihre Zeugen. Ihr sollt nicht klagen, sondern aufbauen – schafft durch Arbeit, aber schafft vor allem im Geist des Friedens.“ Zugleich sprach Bischof Sproll von einer Vorläufigkeit des Bleibens. Er verstand die neue Heimat der Vertriebenen als etwas Provisorisches. Er mahnte: „Kein Mensch hat hier bleibende Stadt. Heimat ist Gabe, nicht Besitz.“ Ich

denke, das ist gerade heute wieder ein ganz wichtiger Gedanke!

3. Bischof Carl Josef Leiprecht – „Mein Dombau ist Wohnbau“

Mit Bischof Carl Josef Leiprecht, der 1949 Bischof Sproll im Amt nachfolgte, trat ein Bischof an die Spitze der Diözese, der die gesellschaftliche Verantwortung der Kirche neu dachte. Und er prägte den Satz, der in unserer Diözese zum Sinnbild, ja sogar zum Sprichwort geworden ist: „Mein Dombau ist Wohnbau.“ Damit meinte er *nicht*, dass die Kirche auf ihren geistlichen Auftrag verzichten solle, sondern dass Glaube und soziale Verantwortung untrennbar zusammengehören. Leiprecht entschädigte die Rottenburger – wenn man so will – dafür, dass sie bis heute den kleinsten Dom Deutschlands haben, aber wohl eines der größten Herzen für das, was Kirche im Dienst der Menschen bedeutet. Schon 1948, noch als Domkapitular, gründete er das Siedlungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Es wurde zu einem wichtigen Instrument beim Wiederaufbau – vor allem für Heimatvertriebene, die dringend Wohnraum brauchten. „Mein Dombau ist Wohnbau“ war also mehr als ein geflügeltes Wort. Es war eine Haltung, die die Kirche mitten in die Gesellschaft stellte.

4. Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen (1950)

Fünf Jahre nach Kriegsende, am 5. August 1950, unterzeichneten Vertreter der Heimatvertriebenen in Bad Cannstatt die Charta der deutschen Heimatvertriebenen. Sie bekannten sich zu einem Neubeginn, der auf Frieden und Verantwortung gründete. Ihr erklärter Verzicht auf Rache und Vergeltung war ein bemerkenswertes Zeichen der inneren Größe in einer Zeit, in der offene Wunden noch schmerzten. Die Unterzeichner der Charta erklärten: „Wir verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig.“ Mit diesen Worten stellten sie sich bewusst in den Dienst eines neuen Europas – eines Europas, das *nicht auf Abgrenzung*, sondern auf Versöhnung gegründet sein sollte. Sie bekannten sich zum Wiederaufbau Deutschlands, aber auch zur europäischen Einigung und zum Frieden mit den Nachbarn im Osten. Die Charta war mehr als ein politisches Dokument. Sie war ein geistiges Fundament – ein Ausdruck dafür, dass Schuld, Verlust und Neubeginn nicht trennen müssen, sondern verbinden können.

Damit legten die Heimatvertriebenen einen Grundstein für das, was wir heute das Friedensprojekt Europa nennen. Diese Haltung – so denke ich – ist ganz aktuell – gerade heute, in einer Zeit, in der sich die Spannungen zwischen Ost und West wieder verschärfen, in der sich durch den völkerrechtswidrigen Angriff Russlands auf

die Ukraine Geschichte an manchen Orten Europas ganz schmerzlich zu wiederholen scheint. Der Krieg in der Ukraine spielt sich teilweise in jenen Regionen ab, in denen schon einmal Menschen vertrieben und zwangsumgesiedelt wurden. Gerade deshalb ist es unsere Aufgabe, die Lehren aus jener Zeit lebendig zu halten.

5. Verantwortung für heute

Heute stehen wir wieder an einem Punkt des Wandels. Kirchengemeinden werden neu geordnet, neu pastorale Räume entstehen, Zuständigkeiten verändern sich. Manche Gebäude werden umgenutzt, manche müssen auch aufgegeben werden. Gerade dort, wo nach dem Krieg Kirchen mit bloßen Händen, mit einfachstem Werkzeug und mit großem Gottvertrauen errichtet wurden, stellt sich heute die Frage: Wie bleibt das, was damals Heimat gab, auch heute lebendig?

Vielleicht kann die Erfahrung der Heimatvertriebenen hier zum Maßstab werden. Sie wussten, dass Heimat kein Ort ist, den man besitzt, sondern etwas, das man miteinander gestaltet. Und sie wussten, dass Wandel nicht nur Verlust bedeutet, sondern auch Neuanfang sein kann. Auch die Vertriebenenverbände selbst stehen heute vor einer Wegmarke. Die Generation der Zeitzeugen wird kleiner, und wir, die Jüngeren, sind längst integriert. Viele von uns kennen die Geschichte nur noch aus Erzählungen, aus dem, was in den Familien weitergegeben wird – wenn es weitergegeben wird. Gerade deshalb ist es wichtig, dass diese Geschichten nicht verstummen. Nicht, weil sie nostalgisch wären, sondern weil sie uns erinnern, wie zerbrechlich Frieden ist – und wie viel menschliche Würde, Verantwortung und Gemeinsinn es braucht, ihn zu bewahren.

Vielleicht wird es die Vertriebenenverbände in ihrer bisherigen Form eines Tages nicht mehr geben. Was aber bleiben muss, ist das Bewusstsein, dass die Erzählungen über Krieg, Flucht, Vertreibung und Integration Teil unserer gemeinsamen Geschichte sind – und Teil unseres Auftrags für Europa. Denn nur wer die eigene Geschichte kennt, kann Verantwortung für die Zukunft übernehmen. Und nur wer weiß, wie zerbrechlich Frieden ist, wird ihn auch schützen.

Karin Schieszl-Rathgeb

Der Fluch

Meine Freunde in Mramorak, Serben und Rumänen, kannte ich schon einige Jahre von einigen Aufenthalten im Geburtsort meines Vaters, bevor sie mich mit einer tragischen Angelegenheit vertraut machten:

„Psst, moram da ti kažem nešto.“ (dt. „Ich muss dir was sagen.“)

„Auf der Schule lastet ein Fluch. Man hätte nie ein Gotteshaus abreißen dürfen

und aus den Steinen die Schule bauen dürfen.

Gott bestraft uns dafür.“

In jedem Jahr seit dem Bau der Sava-Maksimović-Schule gäbe es ein Unglück. Mal erleide jemand auf dem Schulgelände, in der Schule oder deren Nähe einen schrecklichen Unfall. Häufig mit Todesfolge. Andere stürben an üblen Krankheiten. Zudem: Ein oder mehrere Morde haben sich im Zusammenhang mit der Schule ereignet und so gruselte sich ganz Mramorak wegen eines Fluches, der auf der Schule im Dorf läge.

Sava Maksimović hatte eine Tochter. Mira Maksimović erzählte mir vor laufender Kamera und unter Tränen, ihr Vater sei ein „miran covek“ gewesen, ein friedlicher Mann. Ihn haben laut Gedenktafel vor der serbisch-orthodoxen Kirche in Mramorak „die Faschisten erschossen“. Das war am 16. April 1941 und im Interview sagte Mira Maksimović, es seien die deutschen Soldaten gewesen und keiner aus dem Ort.

Als ich 2007 diese Tafel gelesen und übersetzt bekommen hatte, erinnerte ich mich an einen Verwandten, den ich vier Jahre zuvor an seinem 90. Geburtstag kennengelernt hatte. Er war topfit und sprach davon, beim Einmarsch der Wehrmacht in Mramorak zum „Polizeichef“ ernannt worden zu sein. Wer, wenn nicht er, könnte mir die Geschichte erzählen, wie das damals war, als der serbische Schulleiter „von den Faschisten“ erschossen wurde?

Die Teilnehmer der Reise nach Mramorak 2007, darunter einige, die 1941 schon alt genug waren, Ereignisse bezeugen zu können, fragte ich vor laufender Kamera. Sie alle erzählten übereinstimmend, der serbische Schulleiter Sava Maksimović sei von den deutschen Besatzern erschossen worden, weil er bei einer Radiübertragung einer Rede Adolf Hitlers mit seiner Pistole auf sein eigenes Radio geschossen habe, bis Hitler endlich schwieg. Dafür sei er hingerichtet worden. Diese Version glaubte auch Mira Maksimović, seine Tochter und sie hatte mir unmittelbar nach ihrem Satz, ihr Vater sei ein „miran covek“ gewesen, gesagt, und doch sei er bei der Rede Hitlers explodiert. So sehr habe er sich über die bösen Worte des nationalsozialistischen Diktators in Deutschland aufgeregt, dass er stellvertretend auf sein eigenes Radio geschossen habe, bis er Hitler nicht mehr hören musste.

In Mramorak gab es in dieser Zeit ganze fünf Radioapparate. Mein Opa hatte einen Freund, Peter Brücker, der eines dieser Radios besaß. Zu ihm ging er jeden Abend, um die Nachrichten zu hören. Mein Opa warnte im engeren Familienumfeld vor Hitler und dem Krieg. „Wenn

es Krieg gibt, wenn Hitler einmarschiert, dann wird das sehr böse enden.“

Die Wehrmacht marschierte mit der SS am 14. April 1941 von Pancevo kommend in Mramorak ein. Ein Foto zeigt meinen Vater mit seinen Geschwistern auf der Straße spielend, während sich die ersten Soldatenstiefel näherten. Auf diesem Foto ist keine Hakenkreuzfahne zu sehen, also auch nicht am Haus meiner Familie. Andere Fotos in Heimatbuch und Bildband zeigen dieselbe Straße im Zentrum des Dorfes mit Hakenkreuzfahnen an jedem Haus.

Mit dem Einmarsch der Wehrmacht und der SS im jugoslawischen Teil des Banats, hier in Mramorak, änderten sich die Machtverhältnisse. Wo vorher demokratisch gewählte Bürgermeister das Sagen hatten, wurden diese meist durch linientreue Nationalsozialisten ersetzt. In Jugoslawien konnte man diese nicht anhand ihrer Parteizugehörigkeit erkennen, sondern vor allem daran, dass sie sich als „Erneuerer“ im Schwäbisch-Deutschen Kulturbund öffentlich zeigten.

In Mramorak waren es etwa 30 Personen, die zu den „Stiefelmännern“ zählten. Von 3.300 Deutschen bewegte sich deren Anteil vor dem Einmarsch der reichsdeutschen Soldaten also im Promillebereich. Die Stunde der Opportunisten und der heimlichen Sympathisanten schlug also am 14. April 1941 auch in Mramorak.

So hoffte ich 2007, den nun 94 Jahre alten Verwandten zu finden und zu der Exekution des Sava Maksimović befragen zu können. Doch bis dahin verging noch ein ganzes Jahr. Ein Jahr in dem ich mich auch mit der Shoah im besetzten Serbien befasste und erstmals vom Judenlager Semlin/Staro Sajmište (altes Messegelände) hörte und dann auch sofort davon, wie die Menschen dort ermordet wurden. Höchst effizient mit Auspuffgasen, die ins Innere eines hermetisch verschlossenen Bereiches eines Lastwagens geleitet wurden. Die Menschen darin hatten Licht durch eine Glühbirne und glaubten daran, in ein besseres Lager in Rumänien gebracht zu werden. An einem ersten Halt vor einer Ampel stieg der Beifahrer aus und verband mit einem Schlauch die Ladefläche mit dem Auspuff. Auf dem weiteren Weg durch Belgrad erstickten die Menschen in der zur Gaskammer umfunktionierten Fahrgastzelle dieses Lastwagens.

Diese Geschichte musste ich erst verkraften und hoffte inständig, dass eigene Verwandte in derlei Grausamkeiten nicht verwickelt gewesen waren.

Bevor ich mit dem Verwandten, der im April 1941 zum „Polizeichef“ in Mramorak geworden war, ein Interview führen konnte, drehten wir in Mramorak mit Mira Maksimović ein Interview. Schon dabei dachte ich an die Wahrscheinlichkeit ihres Irrtums und es könnte mit

meinem Verwandten doch ein Täter aus Mramorak am Mord an ihrem Vater beteiligt gewesen sein.

In einem Altenheim bei München lebte mein Verwandter nach einem Schlaganfall. Er war aber noch geistig völlig klar, verwechselte die Zahlen und Ziffern vier und sieben – wie ich auch. Ein Gendefekt in unserer Familie? So behauptete er im Interview an der Exekution von 7 statt der wahrheitsgemäßen 4 Serben beteiligt gewesen zu sein. Ich korrigierte ihn nicht, zu fragil die Situation, in der ein Täter seine Tatbeteiligung vor laufender Kamera offenbarte.

So erzählte er, wie er zum Polizeichef geworden war. Man habe ihm die Försterei angeboten. Diese sei ihm aber viel zu langweilig erschienen. Also, was er denn wolle, wurde er angeblich gefragt. „Ha, gebt mir die Polizei.“ Also bekam er die Polizei. So einfach ging das unter den *verdienten Kameraden*.

Zu den Kameraden gehörte mein Verwandter schon, als Adolf Hitler den jugoslawischen Ministerpräsidenten Dragiša Cvetković zuerst nach Wien und dann auf den Berghof bei Berchtesgaden bat. Cvetković unterzeichnete den Beitritt zum Dreimächtepakt. Unmittelbar darauf kam es am 27. März 1941 zum Putsch in Belgrad. Die Demonstranten skandierten „Bolje rat nego pakt!“ Auf Deutsch: „Besser Krieg als Pakt!“

Hätte der Pakt Jugoslawien wirklich aus dem Weltkrieg herausgehalten? Wirklich und wahrhaftig? Wer kann das heute noch wissen? Kaum vorstellbar, dass jemand daran geglaubt haben könnte.

Die Putschregierung unter Dušan Simović war zwei Wochen an der Macht und sicherte Hitler die Einhaltung der Bestimmungen aus dem Beitritt zum Dreimächtepakt zu. In diesen zwei Wochen wurden Nationalsozialisten, die sich in der deutschen Minderheit Jugoslawiens exponiert hatten – etwa als „Erneuerer“ im Schwäbisch-Deutschen-Kulturbund – verhaftet.

Mein Verwandter selbst habe sich verstecken können, als nach dem Putsch in Belgrad in Mramorak die bekannten Nationalsozialisten, also die „Stiefelmänner“ verhaftet wurden. Diese verbrachten die Zeit bis zum Einmarsch der Wehrmacht, SS und aller anderen Schergen in einem Keller in Pancevo.

Dort habe man heimlich die Tür aufgeschlossen und sich entfernt, als die Wehrmacht sich näherte. Dies sei irgendwann bemerkt worden und die inhaftierten Nationalsozialisten machten sich am selben Tag wie die Wehrmacht und SS auf den Weg nach Mramorak. Angeblich standen viele Mramoraker in Erwartung der deutschen Soldaten schon am Straßenrand, worüber sich die knapp 30 „Erneuerer“ freuten, weil sie diesen Empfang auf sich bezogen hatten.

So kam es zur Verteilung der wichtigsten Machtpositionen im Dorf. Mit der „Übernahme der Polizei“ als deren Chef erhielt mein Verwandter die Aufgabe, von allen Einwohnern die Waffen einzusammeln. Termin am nächsten Tag um 14 Uhr. Er und zwei von der SS glichen die Waffenbesitzer und deren Waffen mit dem Waffenregister der Gemeinde ab. Um 17 Uhr kam Großbauer Huber mit seinem Schießprügel und erhielt die deutliche Warnung: „Du bist drei Stunden zu spät, hast Glück, dass wir noch nicht durch sind. Du riskierst dein Leben!“

Weitere Stunden später war die Schlange der Waffenbesitzer abgearbeitet. Es blieben zwei serbische Männer übrig, die ihre Waffen nicht abgegeben hatten. Sava Maksimović und ein Herr Ražić. Beide erhielten Besuch vom „Polizeichef“ und den zwei Herren von der SS. Bei Sava Maksimović führte wohl mein Verwandter das Gespräch. Maksimović sagte, er habe die Waffe nicht mehr und könne sie einfach nicht finden. So ging es wohl einige Zeit hin und her, bis der Verwandte ein Stück frische Zeitung aus dem Aschekasten im Herd bemerkte. Das ist unlogisch, denn in den Holzherden fiel die Glut mit Funken in den Aschekasten und eine frische Zeitung wäre sofort darin verglimmt, verbrannt oder verglüht. Mein Verwandter will also zum Sparherd gegangen sein und den Aschekasten herausgezogen haben.

Darin befand sich die auf Sava Maksimović registrierte Waffe. Das war also der Grund für das kurze Zeit später erfolgte standgerichtliche Todesurteil über das Dr. Thomas Casagrande nach einem Besuch im SS-Archiv in Freiburg sagte, die am nächsten Tag erfolgte Erschießung sei von der Haager Landkriegsordnung gedeckt gewesen, weil die Besatzer das Recht hätten, sämtliche Waffen einzusammeln.

Sava Maksimovićs letzte Nacht verlief grausam. Der serbische Schulleiter galt vielen Deutschen in Mramorak als ungerechter und böser Feind der deutschen Kinder. So seien viele deutsche Kinder in der Schule von ihm geschlagen und misshandelt worden. Deshalb seien einige Väter in der Nacht bei der Polizei vorstellig geworden und hatten Sava Maksimović so brutal und grausam verprügelt, dass ihm am nächsten Morgen ein Auge halb heraushing.

Dieses Bild konnten einige Mramoraker sehen, Deutsche, Serben und Rumänen. Mein Verwandter erzählte, man habe ein Fuhrwerk bestellt und 15 Serben, die als Gegner der Deutschen und des Nationalsozialismus bekannt waren, mussten mit den vier Todeskandidaten in „den Sand“ hinausfahren. Dort sei ein Loch ausgehoben worden. Mein Verwandter will die Ansage gemacht haben „a bissl größer machen das Loch“. Als dies zur Zufriedenheit geschehen sei, habe man die vier Männer erschossen. Vor den Augen der mitgeführten Zeugen. Darunter der Vater von Toza Milutinov. Dieser wurde im Herbst 1944 Bürgermeister, nachdem die

Kommunisten die Macht übernommen hatten. Toza erzählte mir, sein Vater sei bereits 1946 zurückgetreten, weil ihm die vielen Exzesse der Partisanen gegen Deutsche, aber auch gegen serbische Großbauern, ungerechtfertigt erschienen. Vermutlich war Tozas Vater einer der Zeugen der Exekution der vier Serben. Toza hatte mich 2008 an die Stelle geführt, an der die Erschießung der vier Serben stattgefunden hatte. Sie lag nicht weit von seinem Aussiedlerhof auf dem Grund der Banater Sandwüste.

Nach dem Sieg der Partisanen, unterstützt von der Roten Armee, wurden unter Tozas Vater in Mramorak die Gebeine der vier exekutierten Serben umgebettet. Vor der serbisch-orthodoxen Kirche fanden sie ihre letzte Ruhestätte. Die metallene Tafel mit der Aufschrift „Sava Maksimović von den Faschisten am 16.4. 1941 erschossen“ wurde so angebracht, dass sie von der Straße aus lesbar sein konnte. So auch 2007. Damit konnte ich mit meinen Fragen beginnen, die dann zum Beginn meiner Arbeiten am recherchebegleitend entstehenden Dokumentarfilm „Wege nach Mramorak“ wurden. Vorher stocherte ich mit meinen Fragen im Nebel, jetzt konnte ich konkret nachfragen und in der Folge die Ereignisse unter dem Brennglas Mramorak in den Kontext der Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Jugoslawien einordnen.

Irgendwann erfuhr ich, was aus den Grabsteinen des nunmehr leeren und verwilderten, von Büschen, Gräsern und Bäumen überwucherten neuen deutschen Friedhofs in Mramorak geworden war: Sie wurden genutzt, den Fußweg zum Bahnhof Richtung Deliblato zu pflastern. Mein serbischer Freund Mikan fragte einst eine serbische Bäuerin, die ihren Schweinestall mit deutschen Grabsteinen eingefasst hatte, was das sollte: „Hast du schon vergessen, was die Deutschen in Kragujevac verbrochen haben? Lass’ mich in Ruhe mit denen!“ In Kragujevac wurden am 21. Oktober 1941, dem Sühngebefehl der Nazis folgend, 2.323 Serben – unter ihnen 300 Gymnasiasten – erschossen, da zuvor bei einem Partisanenüberfall Wehrmachtssoldaten getötet und einige verletzt worden waren.

Der „Mramoraker Fluch“ entstand ab 1959 und durch die Entwicklungen danach. Mein Freund Mikan beobachtete als Fünfjähriger den Abriss der deutschen Kirche, in der 1932 meine Großeltern geheiratet hatten. Diese Kirche wurde 1888 eingeweiht und nun also 1959 von den Partisanen abgerissen. Sie mühten sich, den Kirchturm als erstes zu Fall zu bringen. Stahlseile wurden um den Turm gelegt und von Traktoren gezogen. Es tat sich nichts. Ein weiterer Traktor wurde besorgt und der Turm zu Fall gebracht. Ein wahrer Sündenfall.

Aus den Steinen der zerstörten evangelischen Kirche wurde das neue Schulgebäude in Mramorak gebaut. Die Schule wurde nach Sava Maksimović benannt und mit

Fertigstellung eingeweiht. Der Lehrbetrieb konnte nun aufgenommen werden.

Kurz darauf setzten einmal jährlich auftretende Unglücksfälle im Zusammenhang mit der Schule ein. Langsam verbreitete sich unter Serben und Rumänen in Mramorak der Verdacht, auf der Schule laste ein Fluch, weil sie mit den Steinen eines Gotteshauses erbaut wurde. Der Abriss eines Gotteshauses ist eine unverzeihliche Sünde und man habe die Zerstörung nicht zulassen dürfen.

Weil aber die Kirche abgerissen wurde, müssten sie nun alle im Dorf auf ewig büßen. Böse Todesfälle, Morde, Selbstmorde und tödliche Krankheiten im Rhythmus der Jahre auftretend, bestätigen den Abergläubigen den Glauben an diesen Fluch als einer Art Strafe Gottes.

So entstehen noch heute Legenden im Banat. Angesichts der vielen Verbrechen vielleicht eine Form der kollektiven Verarbeitung von ebenfalls kollektiv erlittenen und erfahrenen Traumata? Oder handelt es sich doch ganz real um einen Fluch? Oder ist die unterdrückte Verarbeitung dieser Ereignisse selbst ein Fluch, der geheilt werden muss?

Der christliche Glaube kennt als zentrales Motiv menschlichen Handelns die Vergebung. Anlässe und Gründe zur Vergebung bildeten sich zwischen dem Frühjahr 1941 und den vielen Jahren danach reichlich. Der Krieg war 1945 beendet. Danach ging es für die Deutschen aus Mramorak ins Lager und im Herbst nach Rudolfsgnad. Die evangelisch-deutsche Kirche des Ortes blieb nun ungenutzt, bis sie – nutzlos geworden – 1959 abgerissen wurde.

Meine Urahnen hatten ein Jahr nach ihrer Ansiedlung in Mramorak einen Antrag auf Genehmigung zum Bau einer evangelischen Kirche gestellt. Ich selbst bin kein Mitglied der evangelischen Kirche mehr und doch finde ich den Abriss des Gotteshauses, in dem mein Vater getauft und meine Großeltern und Urgroßeltern getraut wurden, falsch. Auch die Schändung beider deutschen Friedhöfe in Mramorak, Taten, die auf Rache für übertragene Kollektivschuld fußen – die Gebeine der Ansiedler wurden mit dem Bagger zusammengeschoben und verbrannt – erfahren bislang weder Sühne noch Vergebung. Die Zeit wird für die Heilung aller Sünden in Anspruch genommen. Im Bewusstsein der Nachfahren der Mramoraker Deutschen fehlt die Erinnerung an diese Teile ihrer Geschichte, weil die Schändung der Friedhöfe und der Kirche der Internierung und Vertreibung zeitlich nachgeordnet erfolgte.

Die Nachfahren von Beteiligten des Kirchenabrisses und der Schändung der Friedhöfe tragen keine Schuld in sich. Schuld ist nicht vererbbar. Verantwortung kann nur jemand übernehmen, der sich ihr stellt. Dafür sind

Erinnerung, Bewusstsein und Bereitschaft zu Erkenntnisgewinn eine notwendige Voraussetzung.

Die Nachkommen in Mramorak haben sich an den vermeintlichen Fluch gewöhnt, halten ihn für real und erfahren bislang keine Heilung. Zu wessen Aufgaben zählt hier die Vergebung? Wofür genau und wem gegenüber?

Thomas Dapper

Der unvollendete Kreislauf der Gewalt: von den jugoslawischen Kriegen bis heute. Frühling 2026

„Als ich nach Berlin kam, musste ich alles vergessen, alles, was ich einmal war. Ich musste mein vorheriges Leben löschen. Die Flucht dauerte sieben Tage; ich konnte nur eine Tasche und ein paar Kleidungsstücke für die erste Zeit mitnehmen. Die Ankunft in Berlin war grausam: Alles war eng geworden. Die ganze Welt wurde eng.“

Berlin 2017

Ich beginne diesen Beitrag mit den Worten meiner langjährigen Forschungspartnerin und vertrauten Person aus Bosnien und Herzegowina. Nachdem am 11. Juli 1995 ihr Ort – Srebrenica – unter Kontrolle der bosnisch-serbischen Militäreinheiten kam, begab sie sich auf die Flucht. Auf diese Weise kamen Tausende Kriegsflüchtlinge nach Berlin. Als zumeist geduldete – de jure ausreisepflichtige – Personen hatten sie keine Ansprüche auf Sozialleistungen und medizinische Versorgung. Dieses Spektrum von räumlichen, zeitlichen und sozialen Beschränkungen strukturierte den Alltag der vor dem Krieg (Hunger, Gewalt, Tod) geflüchteten Menschen.

Die Jugoslawienkriege verursachten grausame Verluste, die sich tiefgreifend auf die Gegenwart in den neuen Staaten auswirken. Obwohl Srebrenica 1992 zunächst belagert und anschließend 1993 zur UN-Schutzzone erklärt wurde, wurde von dieser kleinen Stadt bis Juli 1995 kaum Notiz genommen. Die Nachrichten berichteten oftmals über die Grausamkeiten, dennoch war die internationale Gemeinschaft von den Ereignissen im Juli 1995 entsetzt. Die Geschichte belegt erneut auf tragische Weise, wie die Welt von der drohenden Katastrophe wusste – und nichts unternahm. Der von der bosnisch-serbischen Armee unter General Ratko Mladić durchgeführte Genozid riss das ganze Gebiet aus einer alltäglichen Normalität heraus. Spuren der Gewalt überdauerten in Form von Minenfeldern und anderen militärischen

Altlasten.¹ Sie verbleiben ebenso als Wunden in Körpern, kehren wieder als hoffnungsvolles Erwarten auf die geliebten Vermissten oder treten beim Grabbesuch auf.

„Viele Menschen, die schweren traumatischen Ereignissen im Krieg ausgesetzt waren, leiden heute nicht nur unter materiellen oder psychischen Folgen, sondern auch an tiefen seelischen Verletzungen“, so Andrijana Glavas in Bezug auf die Traumabewältigung bei Kriegsüberlebenden in Kroatien.² Wenn meine Forschungspartnerin den Alltag der in Srebrenica verbliebenen Menschen beschrieb, sprach sie von einer fehlenden zukunftsbezogenen Dimension des Lebens, in der Personen lediglich „ihr Dasein fristen“ (auf Bosnisch: *životare*).

Ich war Kind, als der Krieg in Jugoslawien stattgefunden hat. Meine Erinnerungen gehen nur auf mediale Vermittlungen zurück, die von Verlusten auf der Seite des serbischen Staates berichteten. Da wir alles aus der Ferne beobachteten, hatte ich das Gefühl, Kriegsfilme zu sehen. In der Welt von Belgrad existierten Srebrenica, Prijedor, Foča in Bosnien und Herzegowina, Vukovar, Osijek, Dubrovnik in Kroatien oder Orahovac und Krushë e Madhe im Kosovo nicht. Meine Forschungen haben mich immer wieder zu der Frage geführt, was meine Freundinnen, meine Freunde und ich gemacht haben, als einige von meinen Freundinnen, meinen Freunden und Bekannten aus Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Kosovo fliehen mussten. Wie sahen unsere Tage aus, als die serbische Armee in Srebrenica den Genozid organisiert und durchgeführt hat? Wo waren wir am 11. Juli 1995? Meine Erinnerungen sind ziemlich blass, aber ich darf vermuten, dass wir einen mehr oder weniger gewöhnlichen ruhigen Sommer hatten.

Das Ausmaß der Kriegsverbrechen der bosnisch-serbischen Armee und serbischer Paramilitäreinheiten wird innerhalb der serbischen Gesellschaft größtenteils geleugnet. Denken wir an die Welt von heute und konkurrierende Narrative über die tragischen Geschehnisse im Nahen Osten, drängt sich unweigerlich die Frage auf, wie es überhaupt möglich ist, die Wirklichkeit der Unterdrückten, Vertriebenen, Verletzten, Verschollenen und Ermordeten auf würdige und gerechte Weise zu vermitteln.

Im Jahr 2017 fand die Ausstellung „1.000 Tücher gegen das Vergessen“ im Museum Europäischer Kulturen in Berlin statt. Unter der Leitung der Künstlerin Anna S. Brägger stickten geflüchtete Frauen aus Bosnien die Namen ihrer verstorbenen und verschollenen Angehörigen auf Taschentücher. Aus den zusammengefügten Tüchern entstand eine Rolle des Gedenkens (auf Bosnisch: *Rola sjećanja*). Diese Ausstellung ermöglichte es den Frauen, ihr physisches „Hier“ räumlich und seelisch in ein „Hier und Dort“ umzuwandeln. Anders gesagt konnten die Frauen innerlich noch immer ihre zwangsweise verlassenen Ortschaften bewohnen. In Worten des Architekten Juhani Pallasmaa: Orte bewohnen uns, wie wir sie bewohnen.³

Erinnern wir uns an das einleitende Zitat: Die Ankunft in Berlin war grausam. Alles war eng geworden. Die ganze Welt wurde eng. Die Ankunft bedeutete die Begegnung mit einer „allzu engen Welt“. Es geht um die Realität bürokratischer Verordnungen, die Menschen in eine liminale Position zwischen Abschiebung und temporärer Statusanerkennung brachte. Nicht-dokumentierter Aufenthalt (rechtlich „Illegalität“) oder Asylantrag blieben als einzige Optionen. Bereits während der Kriegszeit in Jugoslawien gründete die Menschenrechtsaktivistin Bosiljka Schedlich den Verein „südost Europa Kultur“, der Wohnmöglichkeiten, Gruppentherapie, Sozialberatung, Sprachkurse und Ausbildungsprogramme organisierte. Wie entstehen sorgende Gemeinschaften? Wie werden sie ausgehandelt?

Sorgende Gemeinschaften entstehen in bewusster und unbewusster Distanzierung zu staatlichen Strukturen. Institutionell geprägte Konzepte und Definitionen entpersonalisieren Individuen und ihre Erlebnisse und übersetzen in anscheinend politisch und rechtlich neutrale Begriffe. Wie können die Lebensrealitäten der Geflüchteten im Mittelpunkt einer engagierten Forschung stehen?

Stellen Sie sich eine Person vor, die vor kurzem nach Deutschland geflüchtet ist und der die Umgebung auditiv und visuell – durch Sprache, Schrift und bildliche Darstellungen – völlig unbekannt ist. Stellen Sie sich nun vor, diese Person geht einkaufen: Sie muss Nahrungsmittel auswählen, die Verkäuferin oder den Verkäufer an der Kasse verstehen, danke, Entschuldigung

¹ „Since this conversation, I have continually wondered how it is possible for someone to dwell in a place where every step could be their last. Mustafa's bitter comments about the contaminated landscape that will continue to be dangerous for at least another hundred years was a reminder that the poetics of dwelling is intricately intertwined with the politics of dwelling, and that the effects of violence can outlive generations and strike again, at any time.“ Henig, David: *Living on the Frontline: Indeterminacy, Value, and Military Waste in*

Postwar Bosnia-Herzegovina, in: *Anthropological Quarterly* 92/1 (2019), 85-110.

² Glavas, Andrijana: Einfluss der traumatischen Kriegereignisse auf die Gesundheit der Menschen in Kroatien, in: *Gerhardsbote* Ausgabe 1, Ostern 2022, 5-7.

³ „I experience myself in the city, and the city exists through my embodied experience. The city and my body supplement and define each other. I dwell in the city and the city dwells in me.“ Pallasmaa, Juhani: *The Eyes of the Skin: Architecture and the Senses*. Hoboken-Chichester 2024, 43.

oder bitte sagen. Diese Struktur des Unbekannten erzeugt gemischte Gefühle aus Unsicherheit, Scham und Angst vor fehlerhaftem Verhalten. Sie deutet auf eine Mikrosphäre der (inneren) „Verletzlichkeit“ hin, die Judith Butler im Zusammenhang mit dem Körper (Körperlichkeit) und dessen öffentlicher Dimension zu bedenken gibt. Der Leib setze uns dem Blick des anderen aus – sei es einer unbekannten Passantin, einem Kassierer oder einem staatlichen Amt.⁴ Mit Andrijana Glavas verstehen wir, dass die körperliche Dimension der Verletzlichkeit mit der seelischen Dimension verwoben ist und sich nicht binär denken lässt. Es geht also um eine unausweichliche Verletzlichkeit, die insbesondere in der Migrationsforschung die Frage einer existentiellen Ungewissheit offenbart. Migrationsforscherinnen und -forscher betonen die zeitliche Dimension in Form von Warten, Ungewissheit, Hoffnung und (Selbst-) Abwesenheit. Exil ist körperlich; die Vergangenheit koexistiert mit der Gegenwart; das Leben im Exil ist die andauernde Anwesenheit des Abwesenden, schreibt Shahram Khosravi: „Exile can therefore be felt bodily. I feel it in my agoraphobia. In exile, not even time follows its normal rhythm. In exile, the past exists side by side with the present. Exilic life is the constant presence of the absent.“⁵

Die zeitliche Stagnation und die langsame Bewegung von einer Entscheidung zur anderen begrenzen sozial-ökonomische Möglichkeiten und schaffen das Gefühl des Ausgeliefertseins, das durch einen nie abgeschlossenen Kreislauf der Bürokratie entsteht. Die routinierten Formen bürokratischer Kontrollen und Entscheidungen bilden alltägliche, staatlich-administrative Gewalt. In

„Religiöses Leben in Nachkriegszeit und Diktatur“: Fachtagung beleuchtet kirchliches Leben der Donauschwaben im Spannungsfeld von Vertreibung, Neuorientierung und politischer Repression

⁴ „The body implies mortality, vulnerability, agency: the skin and the flesh expose us to the gaze of others, but also to touch, and to violence, and bodies put us at risk of becoming the agency and instrument of all these as well. Although we struggle for rights over our own bodies, the very bodies for which we struggle are not quite ever only our own. The body has its invariably public dimension. Constituted as a social phenomenon in the public sphere, my body is and is not mine.“ Butler, Judith: *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*. London 2004, 26.

⁵ Khosravi, Shahram: „Illegal“ Traveller: *An Auto-Ethnography of Borders*. New York 2010, 74.

Anlehnung an Nancy Scheper-Hughes und Michael Taussig lässt sich diese alltägliche Gewalt als „terror as usual“ bezeichnen – eng verbunden mit der Entwürdigung und Beschämung des Anderen, erzeugt und verfestigt sie dadurch Scham- und Unsicherheitsgefühle.⁶ Khosravi erinnert uns daran, dass Demütigung (*humiliation*) ein politisches Mittel der Herabsetzung und Beschämung sei. Demütigung sei institutionalisiert, in sozialen Strukturen verankert und wirke somit kollektiv.⁷

Vor dem Hintergrund von Butlers Konzept der Prekariät befürwortet Mike Laufenberg Sorge statt Sicherheit.⁸ In diesem Kontext stellt sich die Frage nach Unterstützungsmöglichkeiten. Wer schafft eine solidarisch-sorgende Gemeinschaft? Wer nimmt daran teil?

Wenn wir an die Gegenwart und somit die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Leben denken, von der ich am Anfang in Bezug auf meine Kindheit in Belgrad im Juli 1995 schrieb, möchte ich uns daran erinnern, dass gerade jetzt, während ich schreibe und Sie Ihre Aufmerksamkeit meinem Beitrag schenken, in vielen Ecken der Welt etwas Schreckliches geschieht: Kriege und Bombenangriffe verwüsten ganze Regionen, irgendwo wird ein genozidaler Akt verübt, ganze Lebenswelten und Gemeinschaften werden zerstört. Palästina, Sudan, Ukraine, Libanon, Iran. Frühling 2026.

Snežana Stanković

Bereits in den frühen Morgenstunden des 22. Novembers 2025 herrschte lebhaftes Treiben im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. Forscher aus Deutschland, Ungarn und Serbien, Zeitzeugen sowie einige Interessierte waren zusammengekommen, um an der ganztägigen Fachtagung „Religiöses Leben in Nachkriegszeit und Diktatur“ teilzunehmen, die vom St. Gerhards-Werk e. V. Stuttgart veranstaltet wurde. Das Ereignis knüpfte an vier bereits erfolgreich durchgeführte Forschungstagungen an und bildete deren Fortsetzung. Im Mittelpunkt stand das kirchliche Leben der Donauschwaben, das in seinen historischen Tiefenschichten untersucht wurde – von der

⁶ Taussig, Michael: *Shamanism, Colonialism and the Wild Man. A Study in Terror and Healing*. Chicago u. a. 1987, 3-73. – Scheper-Hughes, Nancy/Bourgois, Philippe: *Introduction: Making Sense of Violence*, in: *Violence in War and Peace: An Anthology*. Hg. v. Dens. Malden 2004, 1-27, Zitat (nach Taussig) 21.

⁷ Khosravi, Shahram: *The Peril of Humiliation as Politics*, in: <https://www.versobooks.com/blogs/news/the-peril-of-humiliation-as-politics> (10. März 2026).

⁸ Laufenberg, Mike: *Radical Care und die Zukunft des Wohlfahrtsstaats: Konturen einer paradoxen Politik der Sorge*, in: *Behemoth* 13/2 (2020), 99-120.

unmittelbaren Nachkriegszeit bis hinein in die Diktaturen Ostmitteleuropas.

Die Organisatoren, Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel, der Geschäftsführer des St. Gerhards-Werks, und Robert Pech M. A. (Leipzig) eröffneten die Veranstaltung. Die Tagung beleuchtete aus wissenschaftlicher Perspektive das kirchliche Leben der Donauschwaben anhand von Überblicken und Fallbeispielen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, der Vertreibung und Neuansiedlung half die konfessionelle Bindung vielen Donauschwaben bei der Orientierung in der neuen Heimat. Kirchen wurden – durch das alliierte Koalitionsverbot begünstigt – wichtige Anlaufstellen für materielle und seelische Unterstützung sowie für das landsmannschaftliche Zusammenfinden. Die neue Gruppenbezeichnung „Donauschwaben“ wurde dabei bewusst religiös aufgeladen, stieß aber auch auf Enttäuschungen angesichts ungewohnter Frömmigkeitsformen. Die Tagung in Sindelfingen stellte Fragen nach Schwerpunkten und Veränderungen der Religiosität, nach Wechselwirkungen mit der einheimischen religiösen Praxis und nach gesellschaftlichen Auswirkungen. Zudem ging es um die Situation der in Ungarn und Westrumänien verbliebenen „Schwaben“ und deren kirchliche Integration.

Den Auftakt der Vorträge machte Dr. Claudiu Călin, Leiter des römisch-katholischen Diözesanarchivs im westrumänischen Timișoara/Temeswar, der drei Lebenswege katholischer Ordensleute im kommunistischen Rumänien nachzeichnete. Er schilderte eindrucksvoll, wie Ordensmitglieder zwischen staatlicher Überwachung, innerer Berufung und alltäglicher Gefährdung navigieren mussten. Seine Beispiele zeigten, wie sehr der Glaube für viele ein „stiller Widerstand“ war. Im Mittelpunkt seines Vortrags standen der Franziskaner-Pater Ernst Harnisch, der Salvatorianer-Pater Paulus Weinschrott und die Benediktiner-Schwester von der Hl. Lioba, Hildegardis Wulff. Dabei verband er archivalische Quellen mit einer sensiblen historischen Deutung individueller Erfahrungen.

Die Ordensgemeinschaften waren im kommunistischen Rumänien einer doppelten Bedrohung ausgesetzt: Zum einen standen sie unter permanenter staatlicher Überwachung durch Sicherheitsorgane, zum anderen wurden ihre institutionellen Strukturen systematisch geschwächt und schließlich aufgelöst. Klöster wurden enteignet, konfessionelle Schulen geschlossen und gemeinschaftliches Ordensleben verboten. Nichtsdestotrotz habe der Glaube für viele Ordensleute eine Form des „stillen Widerstands“ dargestellt. Dieser Widerstand äußerte sich nicht etwa in offener Konfrontation mit dem Regime, sondern in der konsequenten Aufrechterhaltung religiöser Praxis, in der Weitergabe geistlicher Traditionen und im Festhalten an einer inneren Freiheit, die staatlicher Kontrolle entzogen blieb.

Ebenfalls nach Rumänien blickte Dr. Raluca Nelepcu, Journalistin bei der „Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien“ in Temeswar. In ihrem Vortrag über die Notre-Dame-Schwwestern verdeutlichte sie, wie ein hoffnungsvoller Neuanfang des konfessionellen Unterrichts nach dem Zweiten Weltkrieg durch staatliche Repression im Keim erstickt wurde. Ihre Schilderungen offenbarten nicht nur Härten, sondern auch die stille Beharrlichkeit der Armen Schulschwwestern, die trotz staatlichen Verbots Wege suchten, seelsorgerisch präsent zu bleiben. Die bei der Tagung anwesende Zeitzeugin, die aus Temeswar stammende Germanistin Radegunde Täuber (85), erzählte von der damaligen Zeit in Rumänien und ließ ihren von Pater Paulus in mühsamer Arbeit erstellten Rosenkranz aus „Bockshörndlsamen“ reihum gehen.

Dr. Kathi Gajdos-Frank (Heimatmuseum Budaörs) brachte mit persönlichen Zeugnissen die emotionale Dimension der Thematik in den Raum. Unter dem Titel „Die Hoffnung und unser Glaube gaben uns Kraft zum Überleben“ zeigte sie, wie religiöse Gemeinschaften trotz politischer Einschränkungen weiterlebten. Ihre Beispiele aus Ungarn machten deutlich, wie religiöse Netzwerke zum Gegenmodell staatlicher Zersetzung wurden.

Das Referat von Viktória Muka (Andrássy Universität Budapest) untersuchte das Nachleben des ungarndeutschen Politikers Jakob Bleyer (1874-1933) im Nachkriegsdeutschland, insbesondere anhand der Rolle Ludwig Lebers (1903-1974) und der Ungarndeutschen Landsmannschaft. Im Mittelpunkt stand die Frage, wie Bleyers politisches, kulturelles und religiöses Erbe nach 1945 weiterwirkte und neu interpretiert wurde. Ausgangspunkt war Bleyers Engagement in der sogenannten deutschen Bewegung in Ungarn, seine Identitätspolitik sowie sein Konzept des „Deutschungartums“, das die Zugehörigkeit zur ungarischen Staatsidee St. Stephans mit einer klaren Pflege deutscher Sprache, Kultur und Religion verband. Das Referat hob hervor, dass Bleyer differenziert zu betrachten sei. Seine Ideen wurden nach seinem Tod von einer Gruppe um Franz Anton Basch instrumentalisiert und fortgeführt. Eine zentrale Rolle nahm Ludwig Leber ein, der nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend als personifizierte Fortsetzung der Politik Bleyers wahrgenommen wurde. Leber, selbst überzeugter Katholik und dezidiert antinationalsozialistisch, griff bewusst auf Bleyers Denken zurück und stilisierte ihn zur Vaterfigur und zum moralischen Vorbild der Ungarndeutschen. In diesem Kontext wurde Bleyer als „Vater der Ungarndeutschen“ dargestellt, während Vertreibung und Nachkriegserfahrungen religiös als „Prüfung Gottes“ interpretiert wurden. Besonders betonte das Referat die Bedeutung der Religion für die kollektive Identität. Religiöse Feste fungierten als Identitätsmarker, zugleich blieb das Bekenntnis zur ungarischen Sprache und Kultur zentral. Anhand konkreter Beispiele zeigte das Referat den Rückgriff auf Bleyer bei der Pflege

religiöser Traditionen. Dazu zählen Wallfahrten nach Mariazell, die bereits seit 1925 von Budapest aus organisiert und von Leber weitergeführt wurden, ebenso wie Schwabenbälle, die auf Initiative Bleyers zurückgehen.

Der Nachmittag widmete sich stärker den transnationalen Perspektiven. Prof. Ágnes Tóth (Eötvös Loránd Universität, Forschungszentrum für Sozialwissenschaften, Institut für Minderheitenforschung, Budapest) sprach über die Situation der Deutschen aus Jugoslawien, die zwischen 1945 und 1948 als „Flüchtlinge oder zu Vertreibende?“ ihren Platz in Ungarn suchten. Prof. Michael Prosser-Schell (Institut für Kulturanalyse der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg/Breisgau) untersuchte den St.-Urbanus-Kult in ungarndeutschen Weinbaugemeinden in den 1970er und 80er Jahren. Im Fokus standen die Veränderungen religiöser Praxis unter dem Einfluss gesellschaftlicher, politischer und kultureller Umbrüche. Dabei wurde deutlich, dass sich der Kult vom primär religiösen Brauch zunehmend zu einem kulturell-identitätsstiftenden Element wandelte. Zusammenfassend zeigt der Vortrag, dass der St.-Urbanus-Kult trotz seiner funktionalen Veränderungen weiterhin eine wichtige Rolle für das kollektive Gedächtnis und die kulturelle Selbstverortung der ungarndeutschen Gemeinschaften spielt.

Mit einem weiteren Beitrag aus dem Banat – genauer aus dem kommunistischen Rumänien – bereicherte die in Serbien lebende Dr. Réka Miklós (Kunstuniversität Graz, Ferenc-Gál-Universität Szeged) das Tagungsprogramm. Unter dem Titel „Gesangbuchredaktion hinter dem Eisernen Vorhang. Die Gotteslob-Ausgabe für Rumänien“ stellte die Musikologin Ergebnisse ihrer Forschungen vor, die sie unter anderem im römisch-katholischen Diözesanarchiv Temeswar durchgeführt hatte. Der Vortrag eröffnete einen differenzierten Einblick in kirchlich-musikalische Praxis und Entscheidungsprozesse unter den Bedingungen eines kommunistischen Regimes. Anhand archivalischer Dokumente zeigte Réka Miklós, wie schwierig der Import der Gotteslob-Ausgabe aus Deutschland im Jahr 1978 gewesen war. Trotz Zollgebühren gelangten schließlich mehr als 9.000 Gotteslob-Gebetsbücher und 200 Orgelbücher nach Temeswar und konnten ab März 1979 an die Gläubigen und Pfarreien verkauft werden, wie aus dem Hirtenbrief von Ordinarius Konrad Kernweisz vom 1. März 1979 hervorging.

In seinem abschließenden Resümee der Tagung nahm der Geschäftsführer des St. Gerhards-Werks, Prof. Dr. Rainer Bendel, die Rolle eines synthetisierenden Beobachters ein, der die einzelnen Beiträge nicht nur zusammenfasste, sondern sie zugleich in größere kirchen-, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge einordnete. Dabei knüpfte Prof. Bendel bewusst an die Vielfalt der zuvor präsentierten Fallstudien an und machte deutlich, dass gerade deren Unterschiedlichkeit es erlaube, strukturelle Gemeinsamkeiten und wiederkehrende Problemlagen sichtbar zu machen.

Ausgehend von mehreren biografischen Zugängen verwies Rainer Bendel darauf, dass sich an individuellen Lebensgeschichten zugleich institutionelle Wandlungsprozesse ablesen ließen. So habe man etwa „an dem Beispiel von Frau Nelepcu eine Organisation, eine Kongregation in ihrem Schicksal in den Veränderungen mitverfolgen können“, womit der Blick nicht nur auf persönliche Erfahrungen, sondern auch auf Anpassungsleistungen kirchlicher Gemeinschaften gelenkt worden sei. Ähnlich gelagerte Konstellationen seien in den Beiträgen zu den unmittelbaren Nachkriegsjahren, zur Deportation und zur Rückkehr aus Lagern deutlich geworden. In dieser Zusammenschau habe sich gezeigt, dass sehr unterschiedliche Akteure mit vergleichbaren Herausforderungen konfrontiert gewesen seien: dem Verlust vertrauter sozialer und religiöser Milieus, der Notwendigkeit neuer Orientierung und der Frage nach Handlungsspielräumen unter politischem und gesellschaftlichem Druck.

Einen besonderen Akzent setzte Prof. Bendel auf die analytische Bedeutung religiöser Praxis. Die Tagung habe eindrucksvoll vor Augen geführt, dass „die Frömmigkeitspraxis durchaus Erhellendes beitragen kann zur Einschätzung von Möglichkeiten oder eben auch Grenzen im totalitären Regime“. An Beispielen wie der Urbanus-Verehrung, den damit verbundenen Festen oder der Pflege bestimmter Kirchenlieder lasse sich nachvollziehen, wie religiöse Ausdrucksformen einerseits Kontinuität und Identitätsstiftung ermöglichten, andererseits aber auch Anpassungen, Umdeutungen oder Einschränkungen erforderten. Frömmigkeit erschien in Bendels Deutung somit nicht als statische Größe, sondern als dynamisches Feld, in dem religiöse Tradition, politische Rahmenbedingungen und individuelle Deutungen ineinandergreifen.

In diesem Zusammenhang würdigte Prof. Bendel ausdrücklich den Rückgriff mehrerer Beiträge auf die Zwischenkriegszeit. Die Frage, „was man aus der Zwischenkriegszeit mitgebracht hat und was [...] hier an Orientierung auch zur Stabilisierung [diente] beziehungsweise wo [...] man sich auch [hat] absetzen müssen“, erwies sich für ihn als zentral, um Kontinuitäten und Brüche im religiösen und kirchlichen Handeln der Nachkriegszeit zu verstehen. Gerade die bewusste Abgrenzung von früheren Prägungen habe vielfach zur Stabilisierung neuer Identitäten beigetragen, während andere Traditionen gezielt fortgeführt wurden.

Im weiteren Verlauf seiner Zusammenfassung wandte sich Prof. Bendel den institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen der kirchlichen Vertriebenenseelsorge zu. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war das katholische Territorialprinzip, das Seelsorge grundsätzlich gemeindebezogen verstand und davon ausging, dass alle Katholikinnen und Katholiken am jeweiligen Ort durch die bestehende Pfarrstruktur betreut würden. Vor diesem Hintergrund erschienen Sondermaßnahmen für Vertriebene zunächst weder notwendig noch wünschens-

wert. Erst die massenhafte Ansiedlung katholischer Vertriebener in überwiegend evangelisch geprägten Regionen – insbesondere im württembergischen Raum der amerikanischen Besatzungszone – habe diesen Ansatz nachhaltig in Frage gestellt.

Die Konsequenzen dieser Entwicklung seien tiefgreifend gewesen. Der Geschäftsführer des St. Gerhards-Werks verwies auf den massiven Ausbau kirchlicher Infrastruktur, der zwischen 1949 und 1975 allein im Bistum Rottenburg zur Gründung von 254 neuen Pfarreien beziehungsweise zum Bau entsprechender Kirchen geführt habe. Diese Zahlen verdeutlichten, dass es sich nicht um marginale Anpassungen, sondern um strukturelle Neuausrichtungen handelte, die das kirchliche Leben in der Region dauerhaft prägten.

Parallel zu diesem Ausbau territorialer Strukturen entwickelten sich jedoch spezifische Sondermaßnahmen und ergänzende Organisationsformen. Dr. Rainer Bendel skizzierte die Entstehung kirchlicher Hilfsstellen in Frankfurt und München, die aus älteren Netzwerken des Reichsverbands für die Katholiken im Ausland hervorgingen, ebenso wie die Rolle karitativer Initiativen, insbesondere der Caritas-Nothilfe in Stuttgart. Prägende Persönlichkeiten wie Prälat Albert Büttner, Pater Paulus Sladek oder der aus dem Ermland vertriebene Bischof Maximilian Kaller wurden dabei als Schlüsselfiguren sichtbar, deren biografische Prägungen und theologischen Deutungen die Ausrichtung dieser Strukturen maßgeblich beeinflussten.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Bendel Pater Paulus Sladek, der aus der Jugend- und Bildungsarbeit im böhmischen Raum hervorgegangen war und zunächst auch zeittypische national-völkische Argumentationsmuster bedient hatte. Umso bemerkenswerter erschien Bendel dessen früh einsetzende selbstkritische Reflexion, die sich bereits Weihnachten 1945 in der Einsicht verdichtete, man müsse „die Schuld zuerst bei uns suchen, bevor wir an andere gehen“. Diese Haltung stellte im kirchlichen Umfeld der unmittelbaren Nachkriegszeit eher eine Ausnahme dar.

Aus dem Zusammenwirken der genannten Initiativen und Akteure entwickelte sich schließlich das St. Gerhards-Werk, das von Beginn an in ein Geflecht weiterer katholischer Vertriebenenorganisationen eingebunden war, darunter die Ackermann-Gemeinde und die Eichendorff-Gilden. Professor Bendel machte deutlich, dass diese Organisationsbildung keineswegs konfliktfrei verlief. Misstrauen zwischen unterschiedlichen Herkunftsgruppen, die Übertragung unverarbeiteter Gewalterfahrungen in seelsorgerliche Kontexte sowie kulturell und konfessionell geprägte Unterschiede belasteten die Zusammenarbeit erheblich.

Anhand konkreter lokaler Beispiele verdeutlichte Dr. Bendel die Brisanz dieser Konfliktlagen. In manchen Gemeinden sei „die Stimmung so aufgeheizt gewesen, dass es eigentlich fast unmöglich war, die einzelnen Gruppen zu einer Gemeinschaft zusammenzubringen“, mit der Folge, dass Seelsorger häufig nach kurzer Zeit wieder versetzt wurden. Bemerkenswert sei dabei, dass sich die Konfliktlinien weniger zwischen einheimischer Bevölkerung und Vertriebenen, sondern vielfach zwischen den unterschiedlichen Vertriebenenengruppen selbst entzündet hätten, wie zum Beispiel zwischen dem sudetendeutsch geprägten Katholizismus und dem barock geprägten Frömmigkeitsformen aus dem südosteuropäischen Raum.

Abschließend betonte er, dass die Tagung eindrucksvoll vor Augen geführt habe, wie eng individuelle Erfahrungsgeschichte, religiöse Praxis, kirchliche Organisationsbildung und gesellschaftliche Konfliktlagen miteinander verflochten waren. Das St. Gerhards-Werk sei in diesem komplexen Spannungsfeld entstanden, und zwar als Reaktion auf konkrete seelsorgerliche Notlagen, als Teil karitativer und organisatorischer Netzwerke und als Versuch, ein heterogenes, konfliktreiches Erbe nicht nur zu bewahren, sondern aktiv zu gestalten. Gerade diese Mehrdimensionalität mache das Werk zu einem aufschlussreichen Untersuchungsgegenstand für die kirchengeschichtliche Forschung.

Gegen 17 Uhr endete die Tagung, doch der Eindruck blieb, dass auf der Konferenz nicht nur Ergebnisse historischer Forschung präsentiert wurden. Die Veranstaltung zeigte das vielschichtige Verhältnis zwischen Kirche, Staat und Identität im deutschsprachigen Südosten Europas. Besonders eindrücklich war der rote Faden, der sich durch alle Beiträge zog: Religion war für die Donauschwaben in Diktatur und Nachkriegszeit nicht nur Glaubenssache, sondern Überlebensstrategie, Gemeinschaftsbasis und kultureller Anker.

Raluca Nelepcu



Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Forschungstagung

Ausblick auf die Internationale Kulturtagung „Religion und Kirche im ‚Umbruch‘ 1989-2000“ am 12. Juni 2026 im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen

In zeitlicher Fortsetzung der Kulturtagungsreihe des St. Gerhards-Werks e. V., beginnend im November 2023 mit dem Thema „300 Jahre Ansiedlung der Donauschwaben – religiöse Implikationen“, fortsetzend im Mai 2024 („Aufklärung und Josephinismus in der Religiosität der Donauschwaben“), November 2024 („Verhärtete Frömmigkeit im 19. Jahrhundert“), Mai 2025 („Religiöses Leben zwischen den beiden Weltkriegen“) sowie November 2025 („Religiöses Leben in Nachkriegszeit und Diktatur“) soll nunmehr das religiöse Leben der Donauschwaben in den Umbruchjahren der politischen Wende in den Fokus rücken.

Nach den Jahren 1919/20 folgend und 1945/46 folgend, bildeten die Jahre 1989/90 folgend Europa zum dritten Mal im 20. Jahrhundert entscheidend um, und dies politisch, gesellschaftlich, kirchlich. Wo zuvor zwei Machtblöcke Europa durchschnitten, wo sich ein ebenso Eiserner Vorhang wie Möglichkeiten der Flucht durch diesen ergaben, strömten nun die Ideen westlichen Aufbaues von Gesellschaft und Wirtschaft in blockfreie Länder, blühten zart Zivilgesellschaften, warteten zugleich Konjunkturritter und politische Hasardeure auf die Gunst der Stunde. In den Jahren des Umbruchs schien alles möglich, Freiheit zog an die Stelle verkrusteter kommunistischer Strukturen, Apparatschiks schienen ersetzt durch

Akteure aus den Bürgerbewegungen, der Untergang des Alten und der Aufbau von Neuem schien Möglichkeiten zu eröffnen, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik, aber auch Kirche neu zu denken und mit Leben zu füllen.

Genau diese Zeit soll als Ausgangspunkt der anstehenden Kulturtagung des St. Gerhards-Werkes dienen, die seit 2023 in chronologischer Reihenfolge die Donauschwaben hinsichtlich ihrer Identität in den einzelnen Zeitabschnitten untersucht und dabei vor allem nach dem kirchlichen und religiösen Anteil an der Identitätsbildung/Gruppenbildung fragt. Beginnend mit den Umbruchjahren 1989/90 folgend soll der Blick jeweils in die Länder gehen, wo einerseits noch Schwaben in größerer Zahl siedelten und kirchliche katholische Strukturen noch vorhanden waren – Ungarn und Rumänien –, wo freilich Abwanderung in großer Zahl die sprachliche, kulturelle, kirchliche Entwicklungen vor neue Herausforderungen stellte. Andererseits schweift der Blick auch nach Jugoslawien, wo die Zahl der Schwaben gering war, was selbst in den 1990er Jahren durch mehrere Bürgerkriege auseinanderfallen sollte, wo es aber und in erster Linie darum ging, Zeugnisse deutscher Siedler, deutschsprachiger Kirchenstruktur zu erhalten und zu sammeln. Dafür sind einerseits Zeitzeugengespräche geplant, andererseits biographisch geprägte Vorträge sowie einordnende klassische Fachvorträge. Am Ende soll ein Ausblick auf eine mögliche Weiterführung des betrachteten Zeitabschnitts im Herbst 2026 in Timișoara oder Radna gewagt werden.

Robert Pech

Wir brauchen einander. Zum 36. Jahrestag des Paneuropäischen Picknicks

Die Paneuropäische Sommerakademie, organisiert von der Konrad-Adenauer-Stiftung Ungarn und vom Deutsch-Ungarischen Jugendwerk, startete Mitte August in Sopron/Ödenburg mit einem vielfältigen Programm: von Zeitzeugengesprächen über Besuche der Gedenkstätten, Gespräche mit Expertinnen und Experten bis hin zur Tagung und Durchführung eines symbolischen interkulturellen Picknicks am Ort der damaligen Grenzöffnung.

Mit den Teilnehmern der Sommerakademie, mit Jugendlichen aus Ungarn, Deutschland, Österreich, Tschechien, Frankreich und den Niederlanden, verbrachten

wir mehrere Tage an der österreichisch-ungarischen Grenze und erinnerten gemeinsam an den 36. Jahrestag des Paneuropäischen Picknicks. Vor 36 Jahren, „am 19. August 1989 öffnete ein unterdrücktes Volk das Tor seines Gefängnisses, um ein anderes unterjochtes Volk zur Freiheit zu verhelfen“. Dieses Ereignis war das Paneuropäische Picknick in Ödenburg, an dem nach jahrzehntelanger Trennung Europas und Deutschlands zum ersten Mal DDR-Bürger in Frieden und Sicherheit den Eisernen Vorhang passierten. Im Kontext des Kalten Krieges war es ein Ereignis, das den Traum von Generationen Wirklichkeit werden ließ.

Am 18. August konnten wir mit Frau Magdolna Krisch (Deutsche Selbstverwaltung Ödenburg) an einer Stadtführung teilnehmen und das Rathaus besuchen, wo wir vom Bürgermeister Dr. Ciprián Farkas begrüßt wurden. Anschließend entdeckten wir die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Am 19. August eröffneten Frau Dr. Elisabeth

Knab, Vorsitzende des Deutsch-Ungarischen Jugendwerks, und Herr Michael Winzer, Leiter des Auslandsbüros der Konrad-Adenauer-Stiftung in Ungarn, die Tagung. Nach der Vorführung des Films „No Command“ erzählten uns Zeitzeugen über die Ereignisse vor 36 Jahren: Árpád Bella, ehemaliger leitender Grenzzoffizier an der ungarisch-österreichischen Grenze, László Nagy, Sekretär der Stiftung Paneuropäisches Picknick '89, Wolfgang Bachkönig, Chefinspektor der österreichischen Polizei a. D. sowie Buchautor und Dr. Axel Hartmann, ehemaliger Diplomat, Leiter der Rechts- und Konsularabteilung an der Botschaft in Budapest von 1982 bis 1985. Das Zeitzeugengespräch moderierte Frank Spengler, ehemaliger Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung Ungarn. Es war für mich eine große Freude, dass auch Tamás Taschner von der Landes selbstverwaltung der Ungarndeutschen und ifa-Kulturmanager Vincent Raab vor Ort waren.

Auf der Podiumsdiskussion am Nachmittag sprach Julia Gross, deutsche Botschafterin in Ungarn, über die „Deutsch-ungarischen Beziehungen – damals und heute“ und beantwortete die Fragen der Jugendlichen. Nach der Ergebnispräsentation der Workshops fuhren wir zum Gedenkpark und wurden von Herrn László Nagy, Organisator im Jahr 1989, durch den Sopronpuszta-Gedenkpark geführt, gefolgt von der offiziellen Gedenkfeier der Stadt Ödenburg. Botschafterin Julia Gross betonte in ihrer Rede, „wie bedeutsam Freundschaft und Partnerschaft zwischen Nationen sein können, gerade in Zeiten großer Umbrüche“ und zitierte aus der Rede von Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier beim 35. Jahrestag des Paneuropäischen Picknicks. Hier möchte ich einen Satz hervorheben: „Ungarn und Deutsche, wir brauchen einander.“ Die Paneuropäische Sommerakademie mit dem interkulturellen Picknick im Gedenkpark, organisiert von den jungen Teilnehmenden der Sommerakademie, zeigt eindeutig, dass diese historischen Ereignisse für die junge Generation nicht mehr nur eine Lektion im Geschichtsbuch sind.

Kathi Gajdos-Frank

Geschichte hautnah erleben. Würdige Gedenkfeiern zum 80. Jahrestag der Vertreibung in Budaörs/Wudersch

Am 19. Januar 1946 fuhr der erste Zug mit Ungarndeutschen, die aus der Heimat vertrieben wurden, aus Budaörs/Wudersch ab. Der traurigen Geschehnisse wurde zwischen dem 14. und dem 19. Januar 2026 in Wudersch mit einer Ausstellung, einem Gedenkmarsch, einer Gedenkstunde und einem Gedenktag würdig gedacht.



Besucherinnen und Besucher bei der Ausstellung

Anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Grenzenlose Heimat“ am 14. Januar im Jakob Bleyer Heimatmuseum kamen Enkelkinder und Urenkelkinder der Zeitzeugen zu Wort. Wir hörten „die Zukunft sprechen“: Zétény Csányi (8 Jahre) und Bianka Vörös (10 Jahre) haben aus dem Märchen „Der wunderbare Pfirsichkern“ vorgelesen, natürlich vor einem Budaörser Pfirsichbaum! Da ging es nicht nur um die Vertreibung vor 80 Jahren, sondern auch um echte Freundschaft und schöne Erinnerungen.



Zétény Csányi



Bianka Vörös, Kathi Gajdos-Frank, Zétény Csányi

Die Jugend mit einzubeziehen gehört zu unseren Aufgaben: Zum Thema der Ausstellung machte zum Beispiel Anna Gajdos (22 Jahre alt) Podcasts, András Komjád (15 Jahre alt) drehte einen Film mit seinem Opa. Wir zeigen in unserer neuen Ausstellung also nicht nur die Vergangenheit (die 80 Jahre), sondern auch die Gegenwart und Zukunft. Die kreativen Arbeiten der Jugend (Film, Video, Podcasts, Zeichnung), das Interview mit Johann Schuth, Chefredakteur der „Neuen Zeitung“, die ausgestellten Zeitdokumente (wie die erste Ausgabe der „Neuen Zeitung“, Schulzeugnisse der letzten 80 Jahre), viele Fotos oder der Ausstellungsführer und das Märchenbuch – sie alle beweisen, dass wir, mit der Jugend zusammen, unsere Kultur und Muttersprache nicht nur bewahren, sondern bereichern können.



Auf dem Gedenkmarsch



An der Gedenktafel am Bahnhof

Der Gedenkmarsch zu 80 Jahre Vertreibung am 16. Januar, organisiert ebenfalls vom Heimatmuseum, war dann eine bewegende Reise in die Vergangenheit. Mehr als 250 Teilnehmer marschierten von der Wuderscher Kirche bis zum Bahnhof, erinnerten an die Opfer der Vertreibung und hatten die Möglichkeit, diese Erinnerung an die jungen Teilnehmer des Gedenkmarsches weiterzugeben. Vielen Dank, dass so viele an der

Gedenkfeier teilgenommen haben: Wir danken den Schulen, unseren Landsleuten aus Wudersch und Bretzfeld, den Schauspielern der DBU, die mit ihrer musikalisch-szenischen Lesung „Gegen das Vergessen“ dabei waren und ganz besonders der Stadt Budaörs, der Polizei und der Kollegen der öffentlichen Ordnung. „Es war beeindruckend, die große Schlange zu sehen, die zum Bahnhof gegangen ist. Jung und Alt, alle gedachten der Verschleppten. Die Lieder von Lyra, der Beitrag der Bretzfelder, brachte einen zum Weinen“, schrieb eine Teilnehmerin am nächsten Tag. „Die Reise war auch gut geeignet, um anhand persönlicher Geschichten darüber nachzudenken, wie es sich damals angefühlt haben muss, das Werk seines Lebens in einem Koffer mit sich zu tragen und in eine ungewisse Zukunft zu ziehen. Vielen Dank an das Heimatmuseum für die Organisation dieser einfallsreichen Gedenkfeier“, bedankte sich ein anderer Teilnehmer.



Bei der Gedenkstunde auf dem Alten Friedhof

Mit der Ausstellung, dem Gedenkmarsch und der Gedenkstunde am Alten Friedhof am 17. Januar erinnern wir an die vertriebenen Landsleute – an unsere Urgroßeltern, Großeltern. „Mögen ihre Geschichten uns weiterhin dazu anregen, eine Welt zu schaffen, in der jeder Mensch, unabhängig von seiner Herkunft, respektiert und wertgeschätzt wird“, so Theresia Mann, Vorsitzende des Budaörser Heimatvereins Bretzfeld.

Schließlich fand am 19. Januar, zum 80. Jahrestag der Verschleppung und Vertreibung der Ungarndeutschen, die offizielle Gedenkfeier in Wudersch statt.

Kathi Gajdos-Frank

„Es gibt eine Heimat in Budaörs/Wudersch und eine Heimat in Bretzfeld“

Vor 80 Jahren fuhr der erste Zug mit heimatvertriebenen Ungarndeutschen aus Budaörs/Wudersch ab. Der traurigen Geschehnisse wurde am 8. Februar auch in Bretzfeld würdig gedacht.

Die von dem Budaörser Heimatverein Bretzfeld in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Bretzfeld veranstaltete Gedenkfeier war mit mehr als 150 Menschen sehr gut besucht. Am Bretzfelder Bahnhof begrüßten Theresia Mann, Vorsitzende des Heimatvereins, und Bürgermeister Martin Piott die Gäste.



Von links: Kathi Gajdos-Frank, Irene Sadzio, Theresia Mann und Martin Piott

„Gedemütigt, geschändet, ihrer Identität beraubt, enteignet und entwurzelt, mit nur wenig Hab und Gut aus ihren Häusern vertrieben, gewaltsam in Viehwaggons verfrachtet“, las Mann über das Schicksal ihrer Vorfahren vor. Bürgermeister Piott hob in seiner Rede hervor, wie wichtig dieses Gedenken ist, gerade heute: „Bewahren wir die Erinnerungen im Herzen und lassen uns weiterhin auf ein gutes Miteinander ein.“ Vor dem Bahnhofsgelände kamen wir, Kinder und Enkelkinder der Zeitzeugen, auch zu Wort: Neben Irene Sadzio vom Heimatmuseum in Bretzfeld und Harald Milbich vom Heimatverein konnte Kathi Gajdos-Frank über das Schicksal der Wuderscher Deutschen erzählen und die Grußworte der Stadt Budaörs, der Deutschen Selbstverwaltung Wudersch, des Jakob Bleyer Heimatmuseums und die der Ungarndeutschen übermitteln. Der Weg führte dann vom Bahnhof – dem Ort der Ankunft vor 80 Jahren – in einem Gedenkmarsch bis hin zum heutigen Bretzfelder Heimatmuseum. Angeführt von Trachtenträgerinnen und -trägern mit alten Koffern wurde die Geschichte unserer Vorfahren ein Stück weit sichtbar gemacht. *Geschichte hautnah erleben* – wie das auch am 16. Januar in Wudersch abgehalten wurde, von der

Kirche bis zum Budaörser Bahnhof. Das Budaörser Heimatmuseum in Bretzfeld, ein ehemaliges Schulhaus, war vor 80 Jahren die erste Notunterkunft der Ungarndeutschen. Hier wurde die Gedenkfeier fortgesetzt.

Der vor der Eingangstür von Pfr. i. R. Nohanowitsch vorgelesene Brief des Budaörser Pfr. Zoltán Sík aus 1946 erinnerte uns daran, Menschen in Not mit „viel Geduld und großer Liebe“ zu begegnen. Eine wichtige Botschaft, gerade heute! Nach Gebet und Segensspruch begann das berührend schöne, facettenreiche Programm im alten Schulhaus, mit Theater, Podiumsgespräch und einem Auftritt der Schüler. Ein großes Dankeschön geht hier an die Schauspieler der Deutschen Bühne Ungarn, an Kata Lotz und Ágnes Wessely, die mit ihrer musikalisch-szenischen Lesung „Gegen das Vergessen“ das Gedenkprogramm bereichert haben.



Kata Lotz und Ágnes Wessely

Ebenfalls ein großes Dankeschön ergeht an die Schüler der Jakob-Bleyer-Schule mit Lehrerin Judit Glöckner, die den Nachmittag mit dem Lied „Wunder gescheh’n“ und Fotopräsentation angemessen abgerundet haben.



Bei der Fotopräsentation

Die Gespräche auf der Bühne zwischen den zwei Performances mit Bürgermeister Piott, Pfr. i. R. Nohanowitsch und Hartmut Frank, 40 Jahre Ortsbeauftragter, moderiert von Theresia Mann, gaben uns noch mehr Einblicke in die Jahrzehnte nach Vertreibung und Ankunft. Ich freute mich von Herzen, während der Gedenkfeier auch mit Zeitzeugen und namhaften Budaörser Legenden wie u. a. Frau Ostfalk, Frau Deigner, Herr Kruck, Herr Herzog, Herr Posch (unser lieber Joki), unsere Deininger Lizi néni – mit ihren Geschichten trug sie zur Entstehung von „Schweres Gepäck“ und „Der wunderbare Pfirsichkern“ bei – und Andreas Ritter – dessen Fotosammlung, Filmaufnahmen und aktuell das Wörterbuch der Wuderscher Mundart unser Heimatmuseum bereichern – zusammengekommen zu sein! Danke, liebe Landsleute, dass wir von Euch so viel Wertvolles bekommen haben und herzlichen Dank, liebe Theresia Mann für die unvergesslich schönen Momente! Wie Bürgermeister Piott sagte: „Es gibt eine Heimat in Budaörs/Wudersch und eine Heimat in Bretzfeld.“

Kathi Gajdos-Frank

„Wir sind offen und ökumenisch ausgerichtet.“ Interview mit Zoltán Kocsik, dem Leiter des Römisch-Katholischen Gymnasiums Gerhardinum in Timișoara/Temeswar

Der aus der westrumänischen Stadt Arad stammende römisch-katholische Priester Zoltán Kocsik ist seit vielen Jahren an der Schule und in der Seelsorge tätig. Seit 18 Jahren steht er im Priesteramt, davon arbeitet er seit 16 Jahren im Bildungsbereich.

Nach seinem Theologiestudium in Alba Iulia/Karlsburg und Fulda begann er seine Laufbahn als Kaplan in Arad-Schega. Dort sammelte er auch erste Erfahrungen als Religionslehrer, unter anderem am Adam Müller-Guttenbrunn-Lyzeum in Aradul Nou/Neu-Arad.

Im Jahr 2009 wechselte er an das katholische Gerhardinum-Lyzeum in Timișoara/Temeswar. Zunächst war er dort als Jugendseelsorger tätig und übernahm später zusätzlich die Aufgabe des Hochschuleelsorgers. 2017 wurde Zoltán Kocsik zum stellvertretenden Schulleiter ernannt, seit 2019 leitet er das Gerhardinum als Direktor.¹

Was eine katholische Schule heute auszeichnet und warum das Gerhardinum in der Temeswarer Schullandschaft eine besondere Rolle spielt, erfahren Sie im folgenden Gespräch.



„Im Unterricht bin ich auch Priester, und in der Predigt merke ich oft, dass ich zugleich Lehrer bin“, sagt Schuldirektor Zoltán Kocsik.

Sie leiten seit 2019 diese Schule – es ist eine Nachfolgeschule des einstigen Piaristengymnasiums. Wenn Sie jemandem das Gerhardinum beschreiben müssten, wie würden Sie das tun?

Das ist eine Schule mit großer Seele. Wenn ich Eltern frage, warum sie sich für unsere Schule entschieden haben, nennen sie meist drei Dinge: Sicherheit – sowohl geistige als auch physische –, den guten Kontakt zwischen Schülern und Lehrern sowie die Suche nach Gott, also das Kennenlernen zeitloser, grundlegender Werte. Das sind die Stichworte, die immer wieder genannt werden.

Eine „Schule mit Seele“ – wie ist das gemeint?

Es geht um das menschliche Miteinander, sowohl horizontal als auch vertikal: die Beziehung zwischen den Menschen und die Beziehung zu Gott. Der Glaube spielt im Schulalltag eine zentrale Rolle. Wir beginnen jeden Tag mit dem Morgengebet. Einmal pro Woche gibt es ein gemeinsames Schulgebet und ebenfalls einmal wöchentlich einen gemeinsamen Gottesdienst. Dazu kommen die Jahresexerzitien – ein geistliches Wochenende für unsere Schüler. Auch für die Lehrkräfte gibt es Einkehrtage, etwa vor Weihnachten, vor Ostern und zu Beginn des Schuljahres im September. Diese geistliche Dimension ist uns sehr wichtig. Auch die Haltung der Lehrkräfte soll von christlichen Werten geprägt sein – man soll spüren, dass sie aus ihrem Glauben leben. Bei den Piaristen sprach man von Evangelisierung durch Erziehung, diesem Gedanken fühlen wir uns verbunden.

¹ Zur Geschichte des Gerhardinum siehe: Kocsik, Zoltán-József: Gründung und Fortbestand des Römisch-Katholischen Gymnasiums

Gerhardinum in Timișoara/Temeswar, in: Gerhardsbote Ausgabe 2, Dezember 2025, 25-29.

Muss man zwingend katholisch sein, um diese Schule besuchen zu dürfen?

Nein, ganz und gar nicht. Wir sind offen und ökumenisch ausgerichtet. Es gibt rumänisch- und ungarischsprachige Klassen. In den rumänischsprachigen Klassen ist etwa die Hälfte der Schüler katholisch und die andere Hälfte orthodox, dazu kommen auch einige protestantische Schüler. Wir betreiben keinen Proselytismus. Jeder soll in seiner eigenen Tradition und Kirche verwurzelt bleiben. Teilweise findet der Religionsunterricht auch ökumenisch statt. Ich sage den Kindern immer: Die Katholiken bekreuzigen sich so, die Orthodoxen anders, und die Protestanten machen kein Kreuzzeichen – und das ist völlig in Ordnung. Die eigene Identität zu bewahren, ist sehr wichtig. Gleichzeitig achten wir auf das, was uns verbindet. Unsere katholische Tradition leben und vermitteln wir selbstverständlich weiter und die Schüler anderer Konfessionen stehen dem sehr offen gegenüber – sei es bei Gottesdiensten, Gebeten, Exerzitien oder anderen geistlichen Programmen.

Aber die Mehrheit der Schüler ist dennoch römisch-katholisch?

Ja, etwa 60 Prozent.

Wie viele Schüler besuchen das Gerhardinum insgesamt?

Derzeit haben wir 408 Schülerinnen und Schüler – vom Kindergarten bis zur 12. Klasse, also bis zum Abitur. Dazu gehören drei Kindergartengruppen, zehn Grundschulklassen, sieben Gymnasialklassen und acht Lyzeumsklassen. Außerdem gibt es ein Schülerheim im Schulgebäude, in dem etwa 65 bis 70 Schüler untergebracht sind. Die Internatsschüler kommen aus den Kreisen Timiș, Arad, Caraș-Severin und Mehedinți.

An vielen Schulen wird das Drogenproblem immer sichtbarer. Wie ist die Situation bei Ihnen?

Es gab vereinzelt Fälle, aber grundsätzlich erkennen wir Probleme sehr schnell und versuchen, sofort zu helfen. Die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern ist eng und vertrauensvoll. Drogen sind kein typisches Problem unserer Schule.

Trägt die religiöse Bildung dazu bei, dass Schüler eher Abstand von solchen Substanzen halten?

Ja, der Glaube ist dabei ein entscheidender Faktor. Die Klassenlehrer führen viele Gespräche mit den Schülern, zudem kommen regelmäßig drei Priester an unsere Schule. Sie feiern Gottesdienste, hören Beichte und stehen für geistliche Gespräche zur Verfügung. Die Jugendlichen haben also echte Ansprechpartner – ohne Zwang. Wir empfehlen und begleiten, aber wir

verpflichten niemanden. Dieses Angebot wird sehr gut angenommen.

Welche Projekte laufen derzeit an Ihrer Schule?

Wir hatten ein Erasmus-Projekt mit dem St. Josef Gymnasium in Dingelstädt (Thüringen), das während der Corona-Zeit pausiert wurde. Es gibt regelmäßige Schüleraustausche mit Ungarn, insbesondere mit dem Piaristengymnasium in Szeged sowie mit Schulen aus Bukarest und Odorheiu Secuiesc/Szeklerburg. Durch das St. Gerhards-Werk Stuttgart werden jedes Jahr Schüler unserer Schule zu einem Kulturseminar nach Deutschland eingeladen, bei dem sie die Geschichte der Banater Schwaben sowie Deutschlands und Europas näher kennenlernen. Das Gerhardinum ist außerdem in ein nationales Pilotprojekt zur Erprobung autonomer Lehrpläne im Lyzealbereich eingestiegen. Grundlage dafür ist ein Erlass des Unterrichtsministeriums, der den Schulen die Möglichkeit einräumt, im Rahmen der nationalen Bildungsstandards einen eigenen, innovativen Lehrplan zu entwickeln. Ziel dieses Pilotprojekts ist es, stärker auf die Interessen, Bedürfnisse und Kompetenzen unserer Schüler einzugehen und zeitgemäße Bildungswege zu gestalten.

Wird Deutsch als Fremdsprache an Ihrer Schule unterrichtet?

Ja. Von der Vorbereitungsklasse bis zur 8. Klasse ist Deutsch die erste Fremdsprache. Im Lyzeum wird Deutsch dann zur zweiten Fremdsprache nach Englisch.

Welche besonderen Projekte gibt es an Ihrer Schule? Ich erinnere mich an ein Sportfest, das viel Bewegung gebracht hat.

Ja, bei diesem Sportfest haben wir Spenden für die Sanierung der Turnhalle gesammelt. Der nächste Schritt ist die Renovierung des Mosaikbodens in der „kleinen Schule“ sowie ein neuer Anstrich. Im März wird das Sportfest wieder ausgerichtet. Unser Eltern- und Schülerkomitee ist sehr aktiv. Vor zwei Jahren gab es einen Kulturabend in der Philharmonie. Hinzu kommen das traditionelle Weihnachtskonzert im Dom und ein Weihnachtsmarkt. Einmal im Monat veranstalten wir außerdem ein sogenanntes Spielhaus für Kindergartenkinder, damit sie unsere Schule spielerisch kennenlernen können.

Wie schwierig ist es, Lehrkräfte zu finden, die auch die spirituelle Dimension mittragen?

Das ist nicht immer einfach. Unser Kollegium besteht aus katholischen, orthodoxen und neoprotestantischen Lehrkräften. Wichtig ist, dass sie aus ihrem Glauben heraus leben, dass sie Gott lieben, die Heilige Schrift kennen und diese Haltung auch ausstrahlen. Gleichzeitig müssen sie fachlich kompetent sein. Beides zu vereinen, ist nicht selbstverständlich. Man kann ein sehr guter

Christ sein, aber pädagogisch weniger geeignet – oder umgekehrt. Wir haben derzeit zehn junge Lehrkräfte, was uns sehr freut.

Wie groß ist das Lehrerkollegium insgesamt?

51 Lehrkräfte sind an unserer Schule tätig.

Wie werden die Lehrer unterstützt? Gibt es auch für sie seelsorgerliche Begleitung?

Ja, dieses Angebot gibt es. Vielleicht nicht so regelmäßig wie bei den Schülern, aber die Lehrkräfte haben zwei- bis dreimal pro Schuljahr Einkehrtage. Dabei besteht auch die Möglichkeit zur Beichte oder zu persönlichen Gesprächen. Darüber hinaus gibt es fachliche Fortbildungen über das Pädagogische Lehrerhaus des Kreises Timiș sowie zahlreiche Angebote des Verbands der ungarischsprachigen Lehrer Rumäniens.

Ist es heute überhaupt noch „modern“, sein Kind auf eine katholische Schule zu schicken?

Ich würde sagen: Es geht weniger um Modernität als um Normalität. Wer sich nach Stabilität im Leben sehnt, nach klaren Werten, nach tragfähigen Beziehungen, der findet in einer katholischen Schule viel Unterstützung. Viele Eltern legen heute nicht nur Wert auf Wissen, sondern auch auf die Charakterbildung ihrer Kinder. Man spricht von IQ und EQ – beides ist wichtig und beides wird bei uns ernst genommen. Ein Kind soll seinen Platz in einer Gemeinschaft finden können.

Wissen allein reicht also nicht?

Genau. Man kann ein Genie sein und dennoch Schwierigkeiten im Alltag haben, in Beziehungen, in der Partnerschaft, im Freundeskreis oder im Berufsleben. Teamfähigkeit, Empathie und soziale Kompetenz sind entscheidend. Vielleicht ist jemand fachlich sehr stark, aber ohne die Fähigkeit zur Zusammenarbeit kommt man nicht weit. Auch das lernen die Kinder hier.

Welche Unterstützung erhalten Sie von der römisch-katholischen Diözese?

Das Schulgebäude – der Piaristenkomplex – gehört dem Bistum. Die Diözese unterstützt uns bei größeren Renovierungsarbeiten; aktuell ist die Fassadensanierung geplant. Außerdem stellt sie uns pädagogisches und geistliches Personal zur Verfügung: Zwei Ordensschwestern

der Kongregation Jesu arbeiten bei uns, ebenso zwei Pfortner. Die drei Priester, die regelmäßig an der Schule tätig sind, werden ebenfalls vom Bistum entsandt.



Das Römisch-Katholisches Gymnasium Gerhardinum ist im ehemaligen Piaristenkomplex in der Temeswarer Innenstadt untergebracht.

In welchem Stadium befinden sich die Sanierungspläne für die Fassade?

Wir stehen noch am Anfang, in der Phase der Dokumentation. Idealerweise würden wir EU-Mittel nutzen, doch derzeit gibt es dafür keine passende Finanzierung. Wir hoffen auf neue Möglichkeiten.

Sie sind Priester, Lehrer und Schuldirektor zugleich. Welche Rolle liegt Ihnen am meisten?

Das ist schwer zu sagen. In erster Linie bin ich Priester – das war immer meine Berufung. Lehrer zu sein, war ebenfalls ein Wunsch von mir, der sich erfüllt hat. Die Aufgabe des Schuldirektors kam später hinzu. Jemand musste diese Verantwortung übernehmen, und ich mache es gerne, auch wenn der administrative Aufwand groß ist. Viele Dokumente, viele organisatorische Aufgaben – das ist nicht immer leicht. Am freiesten fühle ich mich jedoch im Unterricht. Ich unterrichte Religion auf Rumänisch und Ungarisch. Die Rollen lassen sich ohnehin kaum trennen: Im Unterricht bin ich auch Priester, und in der Predigt merke ich oft, dass ich zugleich Lehrer bin.

Das Interview führte Raluca Nelepcu

Vom schwierigen Begriff „Donauschwaben“ zur welt- weiten Verbreitung. Die Ackermann-Gemeinde der Diözese Rottenburg-Stuttgart widmete ihren Diözesantag den Donauschwaben

Wenn die Rede auf „die Donauschwaben“ kommt, dann sind damit zumeist die „Jugoslawiendeutschen“ gemeint. Doch der Blick auf historische Karten – wie der von Dr. Hertha Schwartz im Haus der Donauschwaben gestalteten – verrät: So einfach lässt sich der Begriff „Donauschwaben“ zeitlich und räumlich, kulturell oder gar in Glaubensfragen nicht festlegen, denn allein die Ansiedlung vor 300 Jahren stellt nicht die gesamte Geschichte der „Schwaben“ genannten Deutschen im Kulturraum des einstigen südlichen Ungarns dar.

Die Ackermann-Gemeinde der Diözese Rottenburg-Stuttgart – eigentlich eine sudetendeutsche Gemeinschaft – versuchte sich auf ihrer Diözesantagung am 24. Januar 1926 in Schwäbisch-Gmünd mit den beiden Referenten, Robert Pech und Jürgen Harich, daran, ein Bild zu verschaffen.



Aufmerksame Zuhörerinnen und Zuhörer

Eine Gemeinsamkeit der Donauschwaben und der Sudetendeutschen ist die Vergangenheit in der Habsburgermonarchie. Schon vor diesem Hintergrund ist es dem Weitblick Prof. Rainer Bendels zu verdanken, dass sich die Ackermann-Gemeinde mit den Donauschwaben beschäftigt. Eine altösterreichische Perspektive nehmen offenbar bevorzugt Sudetendeutsche ein, so auch Bernd Posselt, der Bundesvorsitzende der Sudetendeutschen, der diese Gemeinsamkeiten in seinen Vorträgen stets betont.

In seiner Begrüßung wies Prof. Bendel auf den 80. Geburtstag der Ackermann-Gemeinde hin, die am 13. Januar 1946 in München von Richard Mai, Paulus Sladek und Hans Schütz als erste Vertriebenenorganisation nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde. Für Vertriebene bestand die Notwendigkeit, aufgefangen zu werden. Der seelsorgerische Aspekt, aber auch die Absicherung des alltäglichen Lebens mit Nahrung, einem Dach über dem Kopf und nicht zuletzt dem Broterwerb durch Arbeit, beförderte die Motivation zur Gründung auch der vielen anderen Vertriebenenorganisationen und -verbände.

Der erste Fachreferent, Robert Pech (Leipzig), hatte sich der Aufgabe angenommen, sowohl den Begriff „Donauschwaben“ als auch deren Geschichte komprimiert und doch in die Tiefe gehend zu erklären. Der wissenschaftliche Vortrag müsste in voller Länge wiedergegeben werden, auch um die Geschichte der Donauschwaben in objektiver Kurzform für Einsteiger anzubieten.



Robert Pech sprach über die Donauschwaben und deren Geschichte.

Pech trug alle Details zusammen. Der Begriff „Neo-Acquistica-Gebiete“ bezeichnet die Regionen, die im ausgehenden 17. Jahrhundert folgend und nach Zurückdrängung des Osmanischen Reiches von Deutschsprachigen aus vielen Regionen des Alten Reiches besiedelt wurden. Dazu zählen Batschka, Banat, Syrmien, Sathmar, „Schwäbische Türkei“, Ofener Berge und Slawonien. Die Bezeichnung „Donauschwaben“ ist aber neueren Datums. 1922 führte ihn der Grazer Geograph Robert Sieger ein. Später verbreitete der nachmalige Vorsitzende des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart, Hermann Rüdiger, den Begriff „Donauschwaben“ in Abgrenzung zu den „Neckarschwaben“ als Fremdbezeichnung für die deutschsprachigen Minderheiten in Rumänien, dem damaligen Jugoslawien und Ungarn.

Die dortige Bezeichnung – nicht immer freundlich gemeint – „Schwabe/Švabo“ wurde in den multiethnischen Siedlungen von allen Ethnien benutzt. Die Alternativbezeichnungen wie „Ungarndeutsche“, „Jugoslawiendeutsche“ etc. bezeichnete Pech in ihrer Funktion als Gruppenbezeichnungen freilich auch als „unscharf“, da sie politisch-kulturelle Haken aufweisen und zudem zeitlich und geographisch eingrenzend sind.

Die Geschichte der Donauschwaben vorzutragen, mag angesichts der etwa 300 Jahre alten Historie überschaubar erscheinen. Und doch enthält sie einige Besonderheiten, die der Referent dankenswerterweise detailliert und doch stringent zusammenfasste: Nach dem Sieg über die Osmanen 1716 bei Temeswar setzte die Wiederbesiedlung dieses Teils Südosteuropas ein. Es wurden nicht nur Deutsche angesiedelt, sondern auch Menschen aus Italien, Spanien, Frankreich und aus – der näheren Umgebung – Rumänen, Ungarn, Serben, aber auch Tschechen, Slowaken und einige mehr. Daraus ergab sich ein multiethnisches und multireligiöses Zusammenleben.

Veränderungen ergaben sich nach 1867 (Österreichisch-Ungarischer Ausgleich) bzw. zwischen 1879 und 1907 durch den politischen Willen in der ungarischen Reichshälfte, den Weg zu einem „einsprachigen Staat“ zu ebnen. So wurde Ungarisch als Unterrichtssprache in den Schulen vorgeschrieben, gemischtsprachige Volksschulen wurden aufgelöst, nicht-ungarische Oberschulen wurden reduziert. Entscheidend waren auch die Entwicklungen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges: Der Vertrag von Trianon aus dem Jahr 1920 teilte das Siedlungsgebiet zwischen Ungarn, Rumänien und dem neu entstandenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS-Staat, ab 1929 Königreich Jugoslawien) auf. Von dieser Dreiteilung war besonders das Banat betroffen. Zwei Drittel fielen an Rumänien, ein Drittel an den SHS-Staat und ein kleiner Rest um Szeged verblieb bei Ungarn.

Pech blickte in alle drei Länder und schilderte die Situation der jeweiligen deutschen Minderheiten. In Jugoslawien wurde am 20. Juni 1920 in Novi Sad/Neusatz der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund gegründet. Dessen Vertreter übergaben noch im Juli 1920 eine Petition an das Erziehungsministerium, in der sie die Sicherung des deutschsprachigen Erziehungs- und Bildungswesens im SHS-Staat forderten. Pech stellte in seinem Vortrag die gesamte Geschichte des Kulturbundes dar, der in den 1930er Jahren von einer Gruppe Jüngerer, NS-Affiner, genannt „Erneuerer“, sukzessive gekapert wurde. Ab 1938 bemühte sich das nationalsozialistische Deutsche Reich um eine neue Führung des Kulturbundes, die von der SS kontrollierte Berliner Volksdeutsche Mittelstelle setzte schließlich den von ihr geforderten Josef „Sepp“ Janko durch, einen angeblich „gemäßigten“ Vertreter der „Erneuerungsbewegung“.

Der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund hatte die „Zusammenfassung aller Deutschen“ in einer öffentlich-rechtlichen Selbstverwaltungskörperschaft als Ziel, repräsentierte bis Ende der 1930er Jahre allerdings bei weitem nicht alle Jugoslawiendeutsche, konnte aber Anfang der 1940er Jahre annähernd alle Deutschen Jugoslawiens erfassen. Das rassistische Prinzip der Abstammung kennzeichnete die politische Logik nach dem Einmarsch der Wehrmacht, der SS, des SD und der Gestapo im April 1941 in Jugoslawien. Ziele waren eine Umverteilung durch Arisierungen, die Vernichtung der Juden Serbiens sowie die militärische Absicherung des „Russlandfeldzuges“ auf dem Balkan.

In Ungarn radikalisierte sich der dortige Vertreter der deutschen Minderheit, Jakob Bleyer, zusehends; nur sein früher Tod im November 1933 bewahrte ihn vor einer stärkeren Einlassung in den Nationalsozialismus. Unter seinen Nachfolgern kam es zu einer Spaltung, auch hier spielten jüngere „Erneuerer“ um den späteren Volksgruppenführer Franz Anton Basch eine gewichtige Rolle. Dessen 1938 gegründeter Volksbund der Deutschen in Ungarn wurde durch den „Zweiten Wiener Schiedsspruch“ legitimiert und erhielt Zugriff auf alle Deutschen in Ungarn. Auch dabei lenkte die Volksdeutsche Mittelstelle die Geschicke von Berlin aus.

In Rumänien wurde Andreas Schmidt zum Volksgruppenführer. Im Vorfeld war es auch hier zu einer erbittert geführten Auseinandersetzung zwischen „Erneuerern“ auf der einen und einer konservativen Gruppe auf der anderen Seite gekommen. Die Volksgruppe baute Schmidt „organisatorisch nach dem Vorbild der deutschen NSDAP aus, womit de facto die gesamte deutsche Minderheit erfasst, organisiert und – nach Berliner Vorstellungen – befehligt werden konnte“.

Der Herbst 1944 wurde für die jugoslawiendeutsche Minderheit existenziell. In einem Akt der Selbstermächtigung übernahm Tito die Macht. Ab 18. Oktober 1944 setzten die Verschleppungen in die Sowjetunion ein. Der dazugehörige Befehl ist bislang nicht zweifelsfrei dokumentiert. Auf der Potsdamer Konferenz gelang es im August 1945 nicht, das Schicksal der Jugoslawiendeutschen zu klären, Belgrad wollte deren Aussiedlung vertraglich festhalten lassen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich die in Jugoslawien verbliebene Mehrheit der Jugoslawiendeutschen in Internierungslagern (auch: Vernichtungslager). In diesen Lagern starben geschätzt zwischen 44.000 bis 60.000 Menschen. Die Lagerauflösung erfolgte im Frühjahr 1948.

Die Vertreibung der deutschen Minderheit aus Ungarn wurde im Juni 1948 eingestellt. Etwa die Hälfte der Ungarndeutschen waren bis zu diesem Zeitpunkt ausgesiedelt worden.

In Rumänien waren wenige Banater und Sathmarer Schwaben interniert oder geflohen. Einige Tausend waren zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt worden.

Nach Applaus durch das Publikum und Dank durch Herrn Bendel für den ersten Teil des Referats von Herrn Pech begann der Präsident des Weltdachverbandes der Donauschwaben und Bundesvorsitzende der Donauschwaben, Jürgen Harich, seinen Vortrag über die „Donauschwaben weltweit 2026“.



Jürgen Harich referierte über die Donauschwaben weltweit.

Er berichtet dabei aus persönlicher wie organisatorischer Perspektive von aktuellen Initiativen, kulturellem Engagement und der Bedeutung internationaler Vernetzung. Harich zeigte vier Erklärvideos, deren Produktion vom Kulturzentrum der Donauschwaben in München-Haar finanziert worden war. Dabei wurde deutlich, wie lebendig das donauschwäbische Kulturleben bis heute ist und welche Rolle die Donauschwaben als Brückenbauer über einige Ländergrenzen hinweg spielen.

Zu seinen eigenen Wurzeln äußerte sich Harich – sein Vater stammt aus Mramorak im Banat und seine Mutter aus Gajdobra in der Batschka –, um die Vielfalt der Trachten näher zu beleuchten. Beim Kirchweihfest trugen die Donauschwaben ihre Tracht. Männern reichte ein „Leiberl“ und Frauen trugen sechs bis acht Unterröcke. Mädchen mussten während des Gottesdienstes in der Kirche in der ersten Reihe stehen. Berichten zufolge sollen in Gajdobra zwei bis drei von ihnen umgekippt sein.

Harich hatte vor einigen Jahren ein Sabbatjahr eingelegt und donauschwäbische Gemeinschaften und Siedlungen besucht. Fotos all dieser Gemeinschaften und Einrichtungen – hier und da ihrer Reste – untermalten seinen Vortrag, darunter reichlich Wappenteller in sämtlichen

Sälen und Heimstätten der weltweit verstreut lebenden Donauschwaben. Die Kegelliga der Donauschwaben agiert grenzüberschreitend in Argentinien und Brasilien.

Heute lebt eine aktive donauschwäbische Gemeinschaft in Entre Rios, Brasilien. Wer donauschwäbischen Geschichtsunterricht in der Schule erleben will, kann dies dort tun. Die Siedlung geht auf die Schweizer Europa-Hilfe, einer Vorgängerorganisation der UNO zurück. Diese wollte etwas für die Kriegsflüchtlinge tun und fand in Entre Rios ausreichend Land für die landwirtschaftlich geprägten Donauschwaben vor. Der dortige Affenwald wird heute nicht mehr von Affen bewohnt. In Argentinien hatte Harich von Robert Hermann ein Buch gezeigt bekommen, aus dem hervorging, dass ein Mensch mit dem Namen Harich im Vernichtungslager Knićanin/Rudolfsgnad ein Hilfspaket aus Argentinien zugestellt bekommen hatte.

Die deutschen Minderheiten in Kroatien und Serbien bestehen aus wenigen tausend Mitgliedern. Die deutsche Minderheit in Serbien nimmt ab. 2022 trugen sich 2.573 Deutsche in die Volkszählungslisten ein.

Harich versäumte es nicht, auf die Wiederbelebung des donauschwäbischen Bundestrachtenfestes hinzuweisen, das 2026 mit Besuchern aus Kanada und Brasilien stattfinden wird.

Nach dem Mittagessen setzte Robert Pech seinen Vortrag mit der Darstellung der Nachkriegsgeschichte der Donauschwaben fort. Er richtete den Fokus auf das katholische Kulturwerk der Vertriebenen aus Südosteuropa, auf die Gründung und Entwicklung des heutigen St. Gerhards-Werkes bis in die 1960er Jahre. Im Vergleich zur deutlich früher entstandenen Ackermann-Gemeinde wurde das donauschwäbische Pendant erst Ende April 1952 gegründet. Seinen heutigen Namen erhielt es drei Jahre später auf Initiative des Banaters Hans Diplich. Benannt wurde es nunmehr als Gerhardswerk (seit 1986: St. Gerhards-Werk) nach dem ersten Bischof der Diözese Csanád, dem Heiligen Gerhard Sagredo.

Bedeutsam in der Frühphase des Gerhardswerks war die Altöttinger Jahrestagung Ende Juli 1953. Auf dieser wurden Richtlinien für die künftige Arbeit beschlossen, die von manchen, so der Referent, als „Charta der Donauschwaben“ bezeichnet wurden. Pech zitierte die wichtigsten Aspekte daraus zum Thema Heimat, Rückkehr, Umgang mit Heimatverlust und Ausgestaltung der Zukunft. So wurde in Punkt 1 die Vertreibung aus der Heimat als Unrecht gebrandmarkt, da ein Volk das Recht auf seine Heimat habe. Daher werde man, so der zweite Punkt, das Recht auf die alte Heimat nicht aufgeben, auch werden an die dort Verbliebenen gedacht. Zugleich wurde im „Kampf um unsere Heimat [...] Rache und Vergeltung“ abgelehnt. Im dritten Punkt der Charta wurde auf die europäische Neuordnung eingegangen.

Kritisiert wurde darin ein „überspitzter Nationalismus“, der die „Völker des ostmitteleuropäischen Raumes in eine Katastrophe von [...] noch unübersehbaren Ausmaßen geführt“ habe. Besser sei hingegen ein neu geordnetes und vereintes Europa, wobei die „Vereinigung als Grundlage die gottgesetzte ewige Ordnung hat und von Männern mit entschieden christlichem Gewissen geführt“ werden sollte. In den Punkten sieben und acht ging es um Selbstvergewisserung, um die Gruppenidentität, die Werte, die trotz Fehlens materieller Dinge Halt geben sowie die Frage der Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft Westdeutschlands.

Pech fuhr mit dem Aufbau des Gerhardswerkes fort. Der landsmannschaftliche Proporz wurde bei der Anzahl und der Herkunft der Mitglieder abgebildet: Aus den drei Ländern Rumänien, Jugoslawien und Ungarn entstammten je fünf Mitglieder, dabei jeweils drei Laien und zwei Priester. Das Leitungsorgan bildeten an der Spitze Ludwig Leber als Vorsitzender, Hans Diplich als dessen Stellvertreter, Geschäftsführer war Hugo Killinger.

Als ein wichtiges Medium der Mitgliederpflege, aber auch als wichtiges Seelsorgeinstrument für weitere Kreise, erschien zu Ostern 1956 – zunächst noch hektographiert – die erste Ausgabe des „Gerhardsboten“. Die Dezemberausgabe desselben Jahres lag bereits in gedruckter Form vor. Das Periodikum erreichte in den

1960er Jahren eine Auflagenhöhe von 1.200 Exemplaren. Inhaltlich deckte es, so Pech, die Themen heimatliche Kirchengeschichte, zeitgeschichtliche Themen aus der alten Heimat sowie Beiträge und Analysen zur Religiosität ab.

In den 1950er und 1960er Jahren wurden die Arbeiten im Gerhardswerk von zwei Geistlichen Beiräten maßgeblich bestimmt, einmal von dem Kronzeugen des jugoslawischen Lagersystems, dem Jesuitenpater Wendelin Gruber, zum anderen von Josef Haltmayer. Beide brachten das Gerhardswerk voran, beide klagten und scheiterten zum Teil aber auch mit ihren Plänen an der mangelnden Mitarbeit.

Die anschließende Aussprache zeigte, wie groß das Interesse an den Themen wie Identität, Erinnerung, kulturelle Pflege und Zukunftsperspektiven ist. Bei Kaffee und Kuchen klang die Tagung schließlich in angenehmer Atmosphäre aus.

So machte die Diözesantagung der Ackermann-Gemeinde der Diözese Rottenburg-Stuttgart deutlich, wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Donauschwaben für das Verständnis der Gegenwart bleibt – und wie wertvoll der gemeinsame Dialog für die Bewahrung von Kultur, Glauben und Gemeinschaft ist.

Thomas Dapper

Rezension „Jüdische Persönlichkeiten des historischen deutschen Ostens und der deutschen Siedlungsgebiete im östlichen Europa“

Unter einem – notwendigerweise – etwas unhandlichen Titel hat die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn einen Band über jüdische Persönlichkeiten zusammengestellt. In Beiträgen unterschiedlicher Länge und mit weiterführenden Literaturhinweisen am Ende werden jeweils die Personen und ihr Wirken vorgestellt. Es geht um Menschen, die auf verschiedenen Gebieten wie Politik, Literatur, Kunst und Musik, Theologie, Physik oder Medizin – um nur einige zu nennen – das Leben in ihrer Zeit und ihrer Region, z. T. auch weit darüber hinaus geprägt haben. Viele erlebten Diskriminierung, im 20. Jahrhundert auch Verfolgung und gewaltsamen Tod.

Die Lebensläufe stammen aus der Reihe „Historisch ostdeutsche Gedenktage“, die seit Jahrzehnten von der Kulturstiftung herausgegeben wird. Sie stellt bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse vor. In der neuen Publikation sind u. a. vertreten: Die Philosophin Hannah Arendt, die in Königsberg aufwuchs, die Dichterin

Selma Meerbaum-Eisinger aus Czernowitz in der Bukowina, die mit 18 Jahren im Arbeitslager starb, der Schriftsteller Max Brod aus Prag, der Psycho-Analyst Sigmund Freud aus Příbor/Freiberg in Mähren, der Vorsitzende des „Zentralrats der Juden in Deutschland“ Heinz Galinski, der aus Malbork/Marienburg in Westpreußen stammte, der Physiker Otto Stern aus Żory/Sohrau in Oberschlesien, der Publizist und Politiker Herbert Hupka, der in Racibórz/Ratibor in Schlesien aufwuchs und später viele Jahre Vorsitzender der Landsmannschaft Schlesien sowie Präsident der „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“ war, die Schauspielerinnen Lilli Palmer aus Poznań/Posen, der Komponist Erich Korngold aus Brno/Brünn, der Maler Julo Levin aus Szczecin/Stettin, der Hotelier Berthold Kempinski aus Raszków/Raschkow in der Provinz Posen oder die Sozialdemokratin Fanny Blatny aus Údrč/Udritsch in Böhmen. Damit sind Regionen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und von der Oder bis zum Ural vertreten.

Diese Biographien – von vielen verschiedenen Autoren verfasst – belegen, wie stark und in welcher Vielfalt Menschen jüdischen Glaubens auch die Regionen im Osten geprägt haben und wie tief sie in der gemeinsamen deutschen Kultur- und Geistesgeschichte verwurzelt waren. Sie machen zugleich einmal mehr deutlich, welcher Verlust durch die systematische Vernichtung jüdischen Lebens im Nationalsozialismus entstanden ist.

Natürlich kann diskutiert werden, wer alles in eine solche Zusammenstellung gehört. Es gibt auch immer Persönlichkeiten, die ergänzt werden könnten, etwa der Historiker Robert Davidsohn aus Gdańsk/Danzig oder den Journalisten Alfred Kerr (Kempner) aus Wrocław/Breslau. So ist es von Vorteil, dass die Biographien der „Historisch ostdeutschen Gedenktage“ nicht nur online über die Internetseite der Kulturstiftung (<https://kulturstiftung.org/personen>) erreichbar sind, sondern auch weitere Biographien dort eingefügt werden könnten.

Die wertvolle Einsichten vermittelnde Zusammenstellung aus dem „Fundus“ der „Gedenktage“ bedingt, dass manche Beiträge schon etwas älter sind. Eine erneute Bearbeitung mancher Personen und ihres Werkes wäre daher wohl genauso lohnenswert wie weitere Biographien.

Barbara Kämpfert

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Jüdische Persönlichkeiten des historischen deutschen Ostens und der deutschen Siedlungsgebiete im östlichen Europa, Bonn 2025. 330 Seiten, broschiert, ISBN 978-3-8857-255-8, 14,95 Euro.



Unermüdlich für die Vertriebenenwallfahrt nach Gößweinstein: Msgr. Herbert Hautmann verstorben

Am Mittwoch, dem 11. Februar 2026, ist Msgr. Herbert Hautmann, der frühere Pfarrer von St. Heinrich verstorben. Er wurde am 3. Mai 1934 in Eger/Böhmen geboren und am 13. März 1960 in Bamberg zum Priester geweiht. Seine priesterlichen Wirkstätten waren: Pfarrer in Bad Windsheim, in St. Heinrich in Fürth (vom 1. Dezember 1977 bis zum 31. August 1993) und in Bad Steben, Dekan für Ansbach, Neustadt a. d. Aisch, Fürth und Hof a. d. Saale, bis zuletzt war er Diözesanseelsorger für die Heimatvertriebenen und Subsidiar im Katholischen Seelsorgebereich Fränkische Schweiz.

Unseren donauschwäbischen Landsleuten ist er als Vertriebenenseelsorger, Organisator und treibende Kraft der Wallfahrten für die Heimatvertriebenen, für die Aus- und Spätaussiedler und Flüchtlinge aus der Erzdiözese Bamberg bekannt, die ab 2021 von Vierzehnheiligen nach Gößweinstein verlegt wurde. Noch im letzten Jahr,

bei der 80. Vertriebenenwallfahrt, versprach Msgr. Hautmann, „wenn es der Herrgott will“ am ersten Sonntag im September zur nächsten Wallfahrt nach Gößweinstein einzuladen. Nun hat der Herr ihn heimgerufen.

Das Requiem wurde 17. Februar 2026 in der Basilika zu Gößweinstein gefeiert und anschließend wurde er im Priestergrab auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Das St. Gerhards-Werk und das Südostdeutsche Priesterwerk Stuttgart sowie die Vertriebenenverbände der Donauschwaben trauern um einen Diener Gottes, der sich Zeit seines Lebens für die Heimatvertriebenen, Flüchtlinge, Aus- und Spätaussiedler eingesetzt hat. Wir nehmen Abschied von einem herausragenden Priester und liebevollen Seelsorger. Er ruhe in Frieden. Möge er nun finden, was er sein Leben lang verkündet hat: „Pax et Gaudium – Frieden und Freude in Gott.“

Josef Lutz



65. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben Altötting, 11./12. Juli 2026

„Eine Frau, auf ihrem Haupt ein Kranz von 12 Sternen“

Samstag, 11. Juli 2026

15:00 Uhr **Eröffnungsgottesdienst** in der Stiftskirche mit Stiftskanoniker Johann Palfi und Reinhard Scherer an der Orgel mit dem Chor der „Weidenthaler Mädels“. Anschließend referiert Dr. Raluca Nelepcu über den „Orden der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau“.

20:00 Uhr **Vorabendgottesdienst** in der Basilika St. Anna. Hauptzelebrant Pfr. Karl Zirmer, Reinhard Scherer an der Orgel und dem Chor der „Weidenthaler Mädels“.

Anschließend Lichterprozession zur Gnadenkapelle mit religiösen Liedern.

Sonntag, 12. Juli 2026

9:30 Uhr **Prozession** der Fahnenabordnungen, Pilger-, Trachtengruppen, Marienmädchen, Blaskapelle der HOG Sanktanna von der Gnadenkapelle zur Basilika. Eröffnung und Begrüßung der Pilger.

9:45 Uhr **Wort des Laien:** Dr. Kathi Gajdos-Frank, „Mitgefühl und Zusammenhalt – Europa unter dem Schutz Marias“

10:00 Uhr **Pontifikalgottesdienst:** in der Basilika St. Anna mit **S.E. László Böcskei, Diözesanbischof von Großwardein/Oradea,**

Vorsitzender der Katholischen Bischofskonferenz in Rumänien. Konzelebranten: Pfr. GR Klaus Rapp, Pfr. Paul Kollar, Pfr. Karl Zirmer, Pfr. Adam Possmayer, Stiftskanoniker Johann Palfi, und die donauschwäbische Singgruppe aus Landshut. Leitung Reinhard Scherer.

14:00 Uhr **Marienliedersingen** in der Basilika mit Reinhard Scherer, Landshut.

14:00 Uhr **Kaffee und Gespräche** der Nachgeborenen im Hotel „Plankl in Altötting“ mit Vorsitzendem im St. Gerhards Werk Stuttgart Pfr. GR Klaus Rapp.

14:30 Uhr **Marienandacht:** Basilika mit Pfr. Paul Kollar und Konzelebranten. Segnung Andachtsgegenstände

Veranstalter: St. Gerhards-Werk e. V. Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, Tel.: 0711-9791-4881 mit Unterstützung des Gerhardsforum e.V. Piusstr. 11, 81671 München.

Gesamtkoordination:

Josef Lutz, Nürnberg Tel. 0911 – 268281,
E-mail: joseflutz@aol.com;
Jürgen Harich, Tuttlingen Tel. 01636988055,
E-Mail: juergen.harich@gmx.de

Termine

14. Mai Gelöbnis-Wallfahrt Bad Niedernau

12. Juni Kulturtagung: Religion und Kirche im „Umbruch“ 1989 – 2000

Korrigiert entgegen früherer Terminangabe

14. Juni Wallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg in Spaichingen

11./12. Juli Gelöbnis-Wallfahrt nach Altötting mit Bischof László Böcskei; Oradea/Großwardein

Bildnachweise

S. 1: Angelika Eichinger

S. 3: Hildegard Hendrichs/Peter Weidemann, Pfarrbriefservice

S. 14: Robert Pech

S. 16/17: András Mics und Kathi Gajdos-Frank

S. 18: Marcel Milbich

S. 19/21: Raluca Nelepcu

S. 22/24: Thomas Dapper

Impressum

Herausgeber: St. Gerhards-Werk e. V., Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart
Vereinsregister: VR1610 Amtsgericht Stuttgart

Vorsitzender: Pfarrer GR Klaus Rapp, Bachgasse 14, 69502 Hemsbach

Redaktion: Rainer Bendel, Robert Pech, Klaus Rapp

Satz und Layout: Martin Wambsgaß

Druck: Bischöfliches Ordinariat Rottenburg, Abt. Zentrale Verwaltung, Hausdruckerei, auf 100% Umltpapier (Blauer Engel)

Der „Gerhardsbote“ erscheint zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten. Redaktionsschluss ist **sieben Wochen vor Ostern** und **1. Oktober**.

AKTUELLE Homepage: <http://gerhards-werk.oikolinks.de/>. Hier finden Sie zum Download die neuesten Ausgaben des Gerhardsboten seit Nr 1/2021.

Vorläufig bleibt die alte Homepage noch online: www.sankt-gerhard-werk.de.

Die neue Homepage beinhaltet einen Link, der einen direkten Zugriff auf ältere Gerhardsboten bis zum Jahr 2020 und Downloads ermöglicht. Diese Ausgaben wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt.

<https://digital.martin-opitz-bibliothek.de/resolver/0468520>

Der Bezugspreis für Deutschland und Europa beträgt 13,- Euro im Jahr inkl. Postversand, für Übersee 20,- \$U

Bankverbindung: St. Gerhards-Werk e. V., Volksbank Tübingen, IBAN: DE10 6406 1854 0309 1780 02, BIC: GENO-DES1STW

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser, nicht unbedingt die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung auf Papier und elektronischen Datenträgern sowie Einspeisung in Datennetze nur mit Genehmigung.